

11 | 2023

Newsletter

Lacan-Archiv Bregenz

Eigentümer und Herausgeber: Lacan-Archiv Bregenz, Belruptstraße 10, A-6900 BREGENZ

Dokumente zum 9. Bregenzer Treffen „LienLacan“

09 | 09 | 023

Zentrum für Fernstudien Bregenz

INHALT

Vorbemerkung

Einladung

Agenda

/.../

Michael Schmid

Glauben an das Unbewusste?

Klaus Wiedemann

Dürfen, Sollen, Müssen

Dieter Drost

Der Populismus und das Ressentiment

Heinz Peter

Die Spur der Angst

Manfred Riepe

Adornos berühmtes Diktum: „Es gibt kein richtiges Leben im falschen“ parallel gelesen mit „Unmögliches Leben“ von Judith Butler und Frédéric Worms

Thomas Mahlow

Jahn fährt mit der Bahn -Transgenerationale Übertragung in einer Mutter-Kind-Therapie -
Veranschaulicht anhand der Kulturtechnik der Fotografie -

Dagmar Ambass

Vorbemerkung

Am Samstag, den 09. September 2023 fand das 9. Bregenzer Treffen der Initiative „LienLacan“ statt.

LienLacan ist als Gesprächsforum für alle gedacht ist, die an einem überregionalen Austausch Interesse haben. Die Besonderheit dieser Treffen besteht darin, mit einem Minimum an Struktur Gespräche zu Themen und Fragen zu ermöglichen, die durch die Teilnehmenden selbst in Form von kurzen Statements zur Diskussion gestellt werden. Die Themen, zu denen gesprochen wird, werden jeweils im Vorfeld des Treffens bei den Teilnehmenden eruiert und dann in Form einer Agenda verschickt. Wer ein Thema vorschlägt, verbindet diesen Vorschlag als Anstoß für das Gespräch mit einem Statement, einem Vorschlag oder einem Positionspapier. Das Lacan-Archiv sorgt für die Vorbereitung und Durchführung der Treffen und fungiert als Gastgeber während des Tages. Anreise und eventuelle Übernachtungskosten tragen die Teilnehmenden selbst. Der vorliegende Reader enthält die für das Treffen vorbereiteten Texte, und zwar in der Form, in der die Autor|innen diese eingereicht haben. Bitte beachten Sie den „Werkstattcharakter“ der Texte, an denen die Autorinnen und Autoren vielleicht weiterarbeiten wollen und sich eine Veröffentlichung vorbehalten. Deshalb bitten wir Sie, die Autorenrechte zu respektieren und die Texte nur für den eigenen Gebrauch zu verwenden oder mit den Autorinnen und Autoren direkt Kontakt aufzunehmen! Wir möchten uns bei allen, die sich am diesjährigen Treffen beteiligt haben für das offene Gespräch bedanken.

Bitte vormerken: Das 10. Treffen findet voraussichtlich am Samstag, den **07|09|2024** in Bregenz statt. Da sich im Sept. 2024 die Gründung des Archivs zum 30. Mal jährt, denken wir daran, dies bei unseren Vorbereitungen zu berücksichtigen.

Bregenz, im November 2023

Monika Mager
Irmgard Moosmann
Heinz Peter
Michael Schmid
Maria Veraar

Bregenz |23|7|2023

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

das diesjährige Treffen findet am **Samstag, den 9. September 2023** in Bregenz statt. Ort der Veranstaltung ist das **Fernstudienzentrum Bregenz**. Genauere Angaben erfolgen mit der definitiven Agenda.

Bisher haben Dieter Drost, Thomas Mahlow, Antoinette Poli, Manfred Riepe und Klaus Wiedemann einen Beitrag angekündigt.

Wir schlagen vor, die Frage, die letztes Jahr von Klaus Wiedemann aufgeworfen worden ist:

„Glauben Sie an die Existenz des Unbewussten?“

in die diesjährigen Gespräche einzubinden. Da die Psychoanalyse mit dem Begriff des Unbewussten steht und fällt, kann man Psychoanalyse auch nicht praktizieren oder denken, ohne einen „Begriff“ des Unbewussten. Ist es daher notwendig, ihre Konzepte und Begriffe zu untersuchen und sie in ihrem Verhältnis zu anderen Diskursen bzw. im Hinblick auf das Unbewusste zu befragen? Aber *was ist das Unbewusste?*

Wir könnten uns z.B. der Behauptung Lacans anschließen, dass „das Unbewusste vor Freud schlicht und einfach *nicht ist*, dass es nichts bezeichnet, „was noch als Objekt gelten könnte oder was verdienen würde, daß man ihm mehr Existenz zuspricht als man tut, wenn man es durch seine Definition im *Un-Schwarzen* ansiedelt.“ Dann könnten wir sagen, das Unbewusste ist eine Erfindung Freuds und als solches existiert es, aber auch nur in Form seiner Bildungen wie z.B. den Fehlleistungen und Versprechern, im Traum, im Symptom. Oder als Funktion im Un-Schwarzen, im Da-zwischen, zwischen-zwei, im Bindestrich, im Fort-da. In mir. Außerhalb von mir. Innen-außen, oder außen innen? Ist nicht alles, was die Psychoanalyse vorbringt, diesem Un geschuldet? Und ist nicht unsere alltägliche Erfahrung davon gezeichnet? Auch wenn wir nichts davon wissen (wollen)? Eine richtige Schreibung, eine Recht-Schreibung des Unbewussten scheint immer wieder nicht zu gelingen.

Wir aber freuen uns darauf, im Sprechen, das durch Ihre Beiträge initiiert werden wird, etwas darüber in Erfahrung zu bringen, was es mit dem UBW auf sich hat.

Bitte lassen Sie uns bis spätestens **15.8. 2023** wissen, ob und ggf. unter welchem Titel Sie einen Beitrag vorbereiten. Die definitive Agenda wollen wir 14 Tage vor Beginn der Tagung versenden.

Wir freuen uns auf Ihr Kommen!

Mit freundlichen Grüßen

Für die Bregener Gruppe

Michael Schmid

Zentrum f. Fernstudien Bregenz, Belruptstraße 10, A-6900 BREGENZ
ZVR 143963836
www.lacan-archiv.at

LacanArchiv@bregenznet.at

Vorstand: Monika Mager, Irmgard Moosmann, Michael Schmid, Maria Veraar
Bankverbindung: Hypo-Bank, A-6900 Bregenz
IBAN AT 46 58000 1020 2783 118, BIC HYPVAT2B

LienLacan

Vorbemerkung

Die Bregenzer Treffen sind als Gesprächsforum für alle gedacht ist, die an einem überregionalen Austausch Interesse haben. Die Besonderheit dieser Treffen besteht darin, mit einem Minimum an Struktur Gespräche zu Themen und Fragen zu ermöglichen, die durch die Teilnehmenden selbst in Form von kurzen Statements zur Diskussion gestellt werden.

Wie Sie wissen, ist die Teilnahme auf eigene Kosten.

Bitte beachten Sie, dass wir dieses Jahr wieder im Zentrum f. Fernstudien tagen!

Wir freuen uns auf Sie!

Das diesjährige Treffen steht unter dem Titel:

„Glauben Sie an die Existenz des Unbewussten?“

AGENDA

Samstag, 09.9.2023

9.00 h – 12.30 h Dialog I:

Michael Schmid

/.../

Klaus Wiedemann

Nicht-Wissen

Dieter Drost

O.T.

Heinz Peter

Ressentiments

12.30 h – 14.00h

Lunch

14.00 h – 18.00 h Dialog II

Manfred Riepe
Anmerkungen zur Angst

Thomas Mahlow:
„Adornos berühmtes Diktum: ‚Es gibt kein richtiges Leben im falschen‘ (parallel gelesen mit der Schrift ‚Unmögliches Leben‘ von Judith Butler und Frédéric Worms)“

Dagmar Ambass
Transgenerationelle Übertragung an einem Fallbeispiel aus einer Mutter-Kind-Therapie

18.30 h Abendessen

Wegbeschreibung Lacan-Archiv/Studienzentrum Bregenz

Sie erreichen das Studienzentrum in ca. 15.Min Fußweg vom Bahnhof:
Bahnhofstraße Richtung Zentrum/Leutbühel. Beim Café „Neptun rechts in die Deuringstraße bis Belruptstraße, dann links ca. 500 m. Auf der rechten Seite befindet sich das Studienzentrum.

Von den Innenstadthotels zu Fuß in 5 – 10 Min.

Mit dem Auto:

Parken ist in der Belruptstraße und Umgebung möglich: Samstags von 8.00 – 12.00 h gebührenpflichtig.

Intervention zur Frage „Glauben Sie an die Existenz des Unbewussten?“

Über die Schwierigkeiten, das Unbewusste zu schreiben:

„Wenn das Wörtchen Un nicht wär‘, gäbe es kein Unbewusstes mer/mère“

„Schrägstrich“

„/.../“

Es ist noch nicht lange her, da hatten Bücher mit dem Titel „Erklär mir ... als wäre ich 5!“

Konjunktur. Offenbar wollte Elisabeth Roudinesco diesen Zug der Zeit nicht verpassen und schenkte uns ein Buch mit ähnlichem Titel: „Wie ich meinen Enkeln das Unbewusste erkläre“. Das macht neugierig. Bei genauerem Hinsehen stellt man dann fest, dass die Altersspanne ihrer Enkel etwas später als mit 5 Jahren ansetzt. Hand aufs Herz: Würden Sie Ihren Enkeln das Unbewusste erklären wollen? Wenn ja, warum? Würden Sie es machen, wie Elisabeth Roudinesco, in akademischer Form? Offenbar denkt sie, ihre Enkel sollten das Unbewusste kennen, um es zu einem späteren Zeitpunkt zu erkennen, also wiederzuerkennen, vielleicht um sicher zu stellen, dass das Wissen ihrer Großmutter um das Unbewusste nicht verloren geht, auch wenn eine Lücke in der Transmission entsteht. Denkbar ist, dass sie auf diese Weise eher die Lücke weitergibt als das Wissen. Womit mehr von der Wahrheit des Unbewussten ausgesagt worden wäre als mit jeder Erklärung. Oder würden Sie es machen wie Freud oder Lacan? Oder sagt die Form mehr als der Inhalt, der Stil oder die Stilblüte?

Die Psychoanalyse, darin sind wir uns einig, ist kein universitärer Diskurs, sondern eine Lehre des Sagens, die übertragen wird, wie man einen Virus überträgt, was nicht zuletzt die „Lehrtätigkeit“ Lacans gezeigt hat. Das legt übrigens nahe, dass sich die Psychoanalyse aus der Position des Analysanten heraus lehrt. Anders als die „Übertragungsverordnung“, die der Lehrer, der ex catedra spricht, seinen Schülern auferlegt, wiederholt sich in der Erfahrung eines jeden, der sich mit Psychoanalyse beschäftigt und sich in einer Übertragung auf den Text Freuds oder Lacans wiederfindet, jener Anteil von Arbeit, der immer irgendwie ein Erfinden bedeutet, ein Wissen in nascendi, nie fertig, nie abgeschlossen, manchmal wie von vorne beginnend. Aber auch für das Scheitern dieser Art der Lehre finden sich viele Beispiele. Viel zu selten wird über das paradoxe Schüler-Meister-Verhältnis der Aneignung der Psychoanalyse gesprochen, die, wie Lacan es in der Eröffnungssitzung des 1. Seminars ausdrückt, der Praxis des Zen ähnelt. Sie geht nicht vom Wissen des Lehrers aus, sondern von der Frage des Schülers, die die Antwort auf eine Frage beibringt, die durch sie erst gestellt werden kann. Das könnte weiter heißen, dass die Psychoanalyse davon lebt und weiterlebt, „wenn zwei oder drei in ihrem Namen versammelt sind“. Aus diesem Grunde scheint es mir berechtigt, zu fragen, ob die Psychoanalyse nicht eher eine geistige Übung als eine Krankenbehandlung ist. Oder vielleicht doch beides, wenn man die Seinsfrage, die zugleich die Frage des Todes ist, als die Krankheit des modernen

Menschen auffasst, seine Fremdheit in der Natur, seine entfremdete Natur. Wir wissen, wie wichtig es Freud war, die Psychoanalyse wegen ihres Wahrheitsgehalts zu empfehlen, „wegen der Aufschlüsse, die sie uns gibt über das, was dem Menschen am nächsten geht, sein eigenes Wesen, und wegen der Zusammenhänge, die sie zwischen den verschiedensten seiner Betätigungen aufdeckt.“ Es handelt sich für Freud um das Reich der Geistigkeit, das mit dem Aufkommen der Sprache anbricht. Im „Mann Moses“ nennt er die Sprache, mit der „Vorstellungen Erinnerungen und Schlußprozesse maßgebend wurden, im Gegensatz zur niedrigen psychischen Tätigkeit, die unmittelbare Wahrnehmungen der Sinneseindrücke zum Inhalt hatte“, einen Fortschritt an Geistigkeit. „Es war gewiß eine der wichtigsten Etappen auf dem Wege zur Menschwerdung. (221) [...] Denn es bedeutete eine Zurücksetzung der sinnlichen Wahrnehmung gegen eine abstrakt zu nennende Vorstellung, einen Triumph der Geistigkeit über die Sinnlichkeit, streng genommen ein Triebverzicht mit seinen psychologisch notwendigen Folgen.“ (220) Diese Zellen, obwohl 1939 geschrieben, lesen sich wie an unsere Zeit gerichtet, in der wir eher den Triumph der Sinnlichkeit über die abstrakt zu nennenden Vorstellungen erleben, mit den entsprechenden psychischen Folgen für den Trieb. Wir erleben gerade so etwas wie eine geistige Verwahrlosung in Politik und Gesellschaft, die durch eine kulturelle Entbindung legitimiert wird, die das Subjekt verabsolutiert und aus seiner Verhältnismäßigkeit löst. Gerade aber die Psychoanalyse, in der der Sprache als Ursache des Subjekts so viel Gewicht beigemessen wird, zeigt uns, dass wir es „nicht nur nie mit einem Objekt als solchem, getrennt von seiner Beziehung zum Subjekt zu tun haben, sondern dass es auch kein Subjekt gibt, das nicht immer schon in Beziehung zum Objekt stünde,“ (Zupancic 2020, S. 150), dass die Selbstverursachung des Subjekts und seine Alleinstellung „eine Fantasie im strikt psychoanalytischen Sinne ist: eine Leinwand, die die Tatsache verdeckt, dass die diskursive Realität durchlässig ist, widersprüchlich und mit dem Realen als ihrem irreduziblen Anderen verknüpft.“ (Zupancic, 2020, S. 155) Möglicherweise verdanken wir diesen Schritt der Sprachzerstörung dem kapitalistischen Diskurs, der die Gesellschaft auf den freien Markt reduziert und das Subjekt auf einen freien Marktteilnehmer, der mit seinen Interessen, nicht mit einem Begehren interveniert. Dieser Diskurs bemächtigt sich nach und nach aller Lebensbereiche und lässt allein das wirkmächtige Individuum gelten, das die Freiheit als ein Grundrecht wie ein Konsumgut zu genießen fordert und den Anderen negiert. Dieser Art Subjektivismus fehlt die Anerkennung eines ethischen aber auch des politischen Gesetzes. Dieses Gesetz hat seinen Ursprung im Unbewussten, im Wort des Anderen; das Begehren existiert *nicht-ohne* das Gesetz und beide setzen die Sprache und mit ihr das Unbewusste voraus. (vgl. Lipowatz, 2014, S. 227). Ist es an der Zeit, Cynthia Fleury zu lesen, die in ihrem Buch über das Ressentiment zeigen kann, dass das Ressentiment ein Schlüsselement im Zusammenleben der Menschen darstellt, weil das staatliche Gesetz, das die Gleichheit postuliert, die Ungleichheit nicht ausmerzen kann, die im Subjektstatus des Menschen begründet liegt, dessen Verursachung mit der Sprache auftritt. Die objektiven Bedingungen des Subjekts werden vom ersten Moment seiner Subjektwerdung in symbolischen Austauschprozessen konstituiert und erweisen am Gesetz der Gleichheit ihre *Ungleichheit*. Dieses Un vor der Gleichheit möchte ich dem Un vor dem Bewusstsein gleichstellen. Das Gesetz, von dem die Psychoanalyse handelt, ist ein Gesetz des Symbolischen, das nicht Gleichheit postuliert, sondern Differenz.

Für die Berechtigung der These vom Unbewussten führt Freud unter anderem die Lücken des Bewusstseins an und stellt eine Topik zweier Systeme vor, die strikt voneinander und von den Elementen, die man ihnen zurechnet, unterschieden werden müssen. Das System Bw und das System Ubw. Das Unbewusste, dessen Existenz Freud behauptet, ist auf dieser Ebene ein struktureller Faktor oder ein Begriff für eine Leere und einen Rand. Lacan setzt diese Formalisierungen fort. Seine Aussagen zum Unbewussten sind formaler Natur und lassen sich auf eine Formel bringen, die diese neue topologische Figur Freuds kurz zusammenfasst: Das Unbewusste ist zwischen *ist* und *ist nicht*. Er sagt: „Das Unbewusste *ist* ein Begriff, entstanden auf der Spur jenes Tuns, das das Subjekt konstituiert. Das Unbewusste *ist nicht* so geartet, dass es in der psychischen Realität alles umfassen würde, was nicht mit dem Attribut des Bewußtseins ausgestattet ist.“ (Lacan, S II, S. 207) Ein dreifaches Ist, das das Sein des Unbewussten ausstreicht. Diesen doppelten Schrägstrich // der ein Dazwischen insinuiert, geben wir auf, sobald wir ihm ein Sein zusprechen, das sich dann etwa mit den Worten Roudinescos folgendermaßen ausspricht: „Was genau ist das Unbewusste? Es ist einem Eisberg ähnlich. Du weißt, dieser Berg aus Eis...“ In Zeiten des Klimawandels und des rapide ansteigenden Abschmelzens der Polkappen, ein interessanter Vergleich! Das Unbewusste, du weißt, dieser Berg aus Eis, der dahinschmilzt, ist wie das Unbewusste, das sich alsbald im Meer aufgelöst haben und allmählich, wie das Wasser in der Sonne im Denken verdunsten wird.

Doch ganz so abwegig ist dieser Vergleich auch wieder nicht, hat doch Freud in Abgrenzung zur damaligen Psychologie und im Beharren auf einer psychischen Topik, die er neben die dynamische Auffassung der seelischen Vorgänge gestellt hat, das Wort Tiefenpsychologie gebraucht, das die Vorstellung von Tiefe im Sinne eines Behälters/Körpers nahelegt, obwohl dieses Konzept eher einem Torus gleicht. Das unterstützt auch die Vorstellung von einem Unbewussten, das in mir lokalisiert ist und sich als „mein“ Unbewusstes bemerkbar macht. Auch die Freuds Aussage, „das Ich ist nicht Herr im eigenen Hause legt die Vorstellung von einem fremden Bewohner nahe, der im Hause des Ichs haust. Anderes dagegen Lacan, der irgendwo sagt, dass das Unbewusste der Diskurs des Anderen ist. Diese Äußerlichkeit des Unbewussten ist nicht einfach eine formale Struktur, die intime Selbsterfahrung des Subjekts bestimmt, sondern sie ist schon am Werk, wenn es zu einem Ausbruch subjektiver Kontingenz kommt. Die beiden Verursachungs-operationen Alienation und Separation weisen diesen Weg.

Im Unterschied zu dem, was Roudinesco, aber auch Freud zum Unbewussten sagen, klingt das, was man bei Lacan in *Encore* dazu lesen kann, eher aporetisch:

„...das Unbewusste,

das ist nicht,
daß das Sein dächte;
das Unbewußte,
das ist,
daß das Sein,
indem es spricht,
genießen soll,
und nichts weiter davon
wissen möchte....
überhaupt nichts wissen.“

Über diesen Satz Lacans möchte ich heute sprechen. Erstens seiner Schönheit wegen und zweitens, weil er der Schwierigkeit nicht ausweicht, wie zu sagen wäre, dass wir sprechen. Das uns als das Heruntergekommenste und zugleich als das Erhabenste begegnen kann. Der Satz beginnt mit einer Negation, in der er die gesamte Tradition seit Descartes, die das Sein im Denken verortet, inklusive Freud, der bekanntlich das Es als ein unspezifisches Sein betrachtet, das denkt, zurückweist: das Unbewusste, das ist nicht, dass das Sein dächte. Ich lese das so, dass das Unbewusste nicht das ist, dass es ein Denken im Sein gäbe, von dem ich nichts weiß, im Unbewussten schon alles da ist, was ich wissen kann. Sondern das Unbewusste *ist* zwischen Sein und Denken insofern ich denke nicht bin und wenn ich bin, nicht denke. Dann folgt die Affirmation: Das Unbewusste ist, das das Sein, indem es spricht, genießt und davon nichts wissen will. Ich lese das so: das Unbewusste ist eine Funktion, die bewirkt, dass das Sein (ein kontingentes Subjekt), „sich“ erfährt, realisiert, indem und dieses Realisieren ist das Genießen des Seins. Dabei geht es nicht um Wissen im Sinne eines Wissenstrieb, sondern um genießen. Das Sein ist also nicht statisch, sondern dynamisch, eine Form von Zeitlichkeit. Das Unbewusste als der Diskurs des Anderen, lässt sich folgern, ist eine sprachliche Operation, das Sein des Subjekts ein Effekt des Sprechens und dieses Sprechen zielt nicht darauf ab, zu wissen, sondern die Signifikanten in Gang zu setzen und zu halten. Anders als bei Descartes, der die Gewissheit des Seins mit dem Denken assoziiert und damit auf der Ebene des Wissens, behauptet Lacan ein Genießen, keine Gewissheit. Das Unbewusste wäre dann an der Schnittstelle im wahrsten Sinne des Wortes von Trieb und Sprache zu positionieren. Ich denke hier an die Grafik in Seminar XI, dem an einen Schnuller erinnerndes Gebilde, das zeigen soll, wie sich der Trieb ins Feld des Anderen erstreckt. Daraus lässt sich keine Genießtheit formen, eine definitive Form des im-Genießen-seins. Descartes sagt nicht, Denken und Sein sind identisch, er sagt lediglich, dass ich, indem ich denke, das Sein erfasse, von ihm weiß. Lacan bestreitet den Wissenstrieb, den Freud angenommen hat. Für Lacan bedeutet das Unbewusste,

dass das Sein mit einem Schrägstrich versehen werden muss, der das Sprechen markiert. Das Unbewusste ist daher nicht, dass man das Sein empfindet oder spürt, sondern dass man von diesem Genießen des Seins nichts weiß. Er kreiert ein gespaltenes Sprech-Sein, das nicht wissen will, sondern nichts weiter will, als im Sprechen zu sein, was nichts weiter ist, als ein flüchtiges Ist und dieses „im-Sprechen-Sein ist Genießen, Seinsgenießen, ein Verweisen. Sprechen als sinnliches Erleben. Wir hätten es dann im Unbewussten mit freischwebenden Signifikanten zu tun, die zur Realisierung drängen. Lacan sagt mit der Formel vom Diskurs des Anderen, dass die Sprache schon da ist, bevor wir in ihr und mit ihr sprechen und dass wir, bevor wir sprechen, nicht außerhalb der Sprache sind, sondern innerhalb außerhalb. Philosophisch ausgedrückt, wir haben es nie nur mit einem Objekt getrennt von seiner Beziehung zum Subjekt zu tun, auch gibt es kein vorgängiges Subjekt, sondern nur ein Subjekt, das immer schon in Beziehung zum Objekt. Das Subjekt ist nicht da und wird von Signifikanten bedrängt, sondern es ist eine Funktion des Signifikanten, die es spaltet. Was philosophisch betrachtet die Relation ist, die im neuen Realismus als Gegenstand der Betrachtung als überwunden geglaubt wird, wäre dann für die Psychoanalyse die Behauptung, dass wir Menschen als Sprechende immer schon einem Algorithmus unterworfen sind, der uns einem Verhältnis unterwirft, durch das wir erst werden, was wir sind. Und dieser Algorithmus verkörpert eine Leerstelle im Sein. Im Hintergrund leuchtet Freuds Konzept der Ur-Verdrängung, dieser hypothetische Anfang, der ein Entzug ist, ein Trauma, ein Troumatisme. Die leere Ursache des Subjekts, das nicht ist, bevor es ist. Die einfachste Darstellung dieses Algorithmus heißt groß S über klein s. Das Über/Unter erscheint durch einen Strich, der die beiden voneinander trennt. Der Strich unterstreicht, dass es ein Dazwischen gibt, eine Leere, einen Abstand, der verhindert, dass beide in eins fallen, oder anders gesagt, er verbildlicht eine ursprüngliche Spaltung, einen Entzug, einen Mangel, der nur durch den Strich, der die beiden S voneinander trennt in Erscheinung tritt. An diesem Punkt gibt es nur Wahrheit, kein Wissen, nur Un-Wissen oder unmöglich zu wissendes oder einen leeren Signifikant der dies Leere darstellt. Der Signifikant des Mangels (Urverdrängung) signifiziert den Mangel und bringt ihn dadurch zum Verschwinden, und zwar nicht, indem er ihn zum Schein mit einem Herrenschriftlichen umhüllt, sondern indem sich der Mangel in einen potenziell unendlichen signifikanten Überschuss verwandelt. Diesen Überschuss könnte man den Satz bzw. das Sprechen nennen. (vgl. Nozicska, S. 103) Als dieser „Verwandler“ fungiert die bekannte Formel Lacans, dass ein Signifikant ein Subjekt für einen anderen Signifikanten repräsentiert. Der Signifikant des Mangels verkörpert sich daher im gespaltenen Subjekt des Sprechens, das heißt aufgrund der Aussage, die zugleich auf ein Aussagendes verweist. Das Subjekt des Sprechens ist daher nur dem Schein nach das Subjekt der Macht, das das Wort ergreift; es ist das Subjekt des Unbewussten, das spricht, also der Signifikant des Mangels.

Und noch etwas scheint mir, sagt Lacan mit seiner Definition des Unbewussten aus: Die Sprache ist dem Menschen aufgezwungen, sie „passt“ nicht zu ihm. Es ist nicht dieser Maßanzug, für den man sie oft hält oder die verschiedenen Modalitäten des Sprechens suggerieren. Es gibt so etwas wie eine Missing-Link, eine Lücke zwischen Körper und Sprache, die man das Reale nennen kann, das beide auf Abstand und zusammenhält. Sie ist die Art und Weise, wie der Trieb sich bahnt, der aus der Leere des Seins strömt, die konstante Kraft, die nicht ruht, ehe sich die Leere geschlossen haben wird, aus der sie strömt. So gesehen könnte man von einem Sprechtrieb sprechen, der nicht wissen will, sondern genießen. Parlêtre eben, der Ort gewissermaßen, an dem das Seins-Prinzip auf das Sprachprinzip trifft und Un-Ordnung schafft, die durch Verdrängung herbeigeführt wird. Ein Hort unverbundener Signifikanten, die erst Bedeutung produzieren, wenn es ihnen gelingt, sich in die Kette der Signifikanten einzufügen. Sprache ist eine Manifestation der Ur-Verdrängung, dem der Erfahrung nicht zugänglichen Einfall, dem Eindringen der Sprache, das nie stattgefunden hat, nur so gesagt werden kann, weil sie für uns immer schon da ist. So gesehen heißt Sprechen immer auch verdrängen. Wie aber kommen die Sprache und das Sprechen zu uns? Wie kommt sie in mich, wo sie doch außen ist? Außer-mir, zwischen Zwei. Genau das nenne ich die Unschärferelation der Sprache und damit eine weitere Möglichkeit, vom Unbewussten zu sprechen. Ursache und Wirkung lassen sich nicht zugleich erfassen. Ein ganz normaler Messfehler. „Daß man sage, bleibt vergessen hinter dem, was sich sagt in dem, was sich versteht.“ Noch so ein schöner Satz von Lacan. (vgl. Sem. XX, S. 19) Wie schon Freud im „Entwurf“ bemerkt hat, ist es die Wiederkehr der Zeichen, für die wir uns interessieren, aber nur insofern, als sie mit einem Befriedigungserlebnis verbunden ist. Lacan sagte dann später, wir seien durch das Lustprinzip auf die Wiederkehr der Zeichen fixiert. Die Wiederholung aber besteht aus zwei Teilen, die Wiederkehr der Zeichen zu erwarten, die Befriedigung verschaffen und dabei die Ursache der Nichtbefriedigung zum Objekt der Befriedigung machen. Das Unbewusste ist die Lücke, an der alles angeschwemmt wird, was nicht gesagt worden ist, aber auch all dessen, was noch-nicht gesagt worden ist. Für die Psychoanalyse entscheidend ist, dass gesprochen wird, nicht einfach nur „blabla“, sondern ein Sprechen, das Wirkung zeigt im Unbewussten.

Warum interessiere ich mich dafür, einen Anhaltspunkt für das Unbewusste zu finden? Weil das Subjekt der Frage nach dem Unbewussten, bereits in ein Objekt involviert ist, noch ehe es davon weiß. Für Kierkegaard bedeutet der Sprung in den Glauben die Entscheidung für eine schon gegebene Wahrheit des Glaubens. (vgl. Lipowatz 2014, S. 76) Glaube ich an die Existenz des Unbewussten, dann ist das Unbewusste darin das Objekt. Glaube ich das Unbewusste liegt der Akzent auf dem Glauben, der sich auf die Wahrheit bezieht, durch den das Unbewusste wahr wird. Das gilt für mich übrigens auch für das Verhältnis, wenn es denn eines ist, das wir als

Sprechende zur Sprache haben: Glauben. Und schon bin ich wieder da, wovon ich ausgegangen bin. Welchen Begriff, welche Vorstellung vom Unbewussten habe ich, um ihn sogleich durchzustreichen? Ist das noch ein Verhältnis oder weniger als das? Etwas, das dem Verhältnis vorausgeht, ein Minus, das der sprachlichen Kette von Anbeginn anhängt, weil das erste Glied in der Kette, durch das zweite verdrängt wurde und das zweite zum ersten wird. Diese Spaltung ist Spalt, Lücke und Barriere zugleich. Sprechen heißt so gesehen verdrängen, weil immer neue Buchstaben nachdrängen. Drängen des Buchstabens im Unbewussten. Das heißt an einem nicht bestimmbar Ort, an einem Un-Ort oder Ab-Ort drängt der „verlorene“ Buchstabe, gibt es ein Drängen, ihn einzuholen, das die Kette antreibt. Von diesem Un-Ort werden wir angetrieben zu sprechen. Nicht um zu wissen, sondern bestimmte Anordnungen von Signifikanten zu produzieren, zu genießen, die andere daran hindern, nachzurücken, um den Kreis zu schließen, der sich partout nicht schließen lässt, weil die Lücke des fehlenden ersten Signifikanten mal da ist mal dort, jedenfalls an keinem festen Ort, sondern mit jeder Aussage weitergeben wird. Daher schießt der Exzess des Genießens, dieser Überschuss an Signifikanten, über ein bestimmtes Ziel hinaus. Denn das Subjekt weiß nicht, welcher Signifikant ihm fehlt, um bei sich anzukommen. So gesagt, wäre das Unbewusste ein Ex-sistieren, ein Drängen von anderswoher, das in jedem Sprechen anwesend ist. Im Sprechen unterliege ich dem Unbewussten und dieses Unterliegen ist nicht wissbar, sondern es wirkt, insofern ich es wahrnehme als eine Spaltung von Aussagen und Aussage, bzw. als Zeitlichkeit in Form von Zögern, Hast, Versprecher, Furcht und Zittern, Unruhe und Stottern, als Verschweigen und als Redeschwall. Oder in Form einer Bildersprache wie im Traum. Wenn jemand spricht, zeigt sich das Unbewusste. Das Unbewusste, das schließe ich daraus ist eher kein Ort wilder Triebe oder ein besonderer Wissensschatz, den es zu heben gilt, sondern eher ein Hort fehlender Signifikanten, die jedoch auf ihr Fehlen aufmerksam machen. Mir gefällt Freuds Unterscheidung von Primär- und Sekundärprozessen. Sie verdeutlicht, dass sich die beiden sprachlichen Ketten nach ihren Bildungsgesetzen unterscheiden, aber ineinanderwirken müssen, damit, wie er sagt, von einem vollwertigen psychischen Akt erfolgt ist. Volles Sprechen!

In diesem Sinne ist das Sprechen selbst ein Glauben, besser gesagt, ein Bezeugen des Unbewussten. Bei Nancy findet sich dafür folgende Formulierung: „Diese Geste, die weder vom Wissen noch von der Gewissheit eines Bewusstseins ermessen wird, eine weder objektivierende noch subjektivierende Geste, notwendige Komplizin einer Schrift (eines Gesangs, [eines Sprechens], eines Tons, eines Pinselstrichs) – könnte, ja müsste man diese Geste nicht Glauben nennen?“ (Nancy, Christentum 2008, S. 115) Mich erinnert diese „Geste“ an den einzigen Zug. Glauben in diesem Sinne erwartet das, was noch nicht ist und bestätigt sich zugleich in dem,

was ist. Die Psychoanalyse selbst könnte man als ein Glaubensbekenntnis bezeichnen, da sie immer dann, wenn sie stattfindet, die Existenz des Unbewussten beglaubigt.

Was folgt daraus für die Arbeit des Analysierens? Ganz sicher kein vorgefertigtes Wissen, eher schon ein allmähliches Verfertigen des Sprechens, ein allmähliches Anreichern von Signifikanz. Das, was eben noch nicht war, wird gewesen sein. Aber welche Fertigkeiten sind dann gefragt? Ein erwartungsvolles Warten wie bei Paul Celan, „warten auf *das* kommende Wort“? Wenn ja, dann mit der Einschränkung auf *ein* kommendes Wort, das aus dem Freud'schen Modus des Wartens, der freischwebenden Aufmerksamkeit, auftaucht. Was in der Schwebelage ist, zwischen zwei, bevor der Würfel fällt. Was mit all dem Wissen machen, das ich mir als Analytiker aneigne, wie kommt es zum Einsatz? Ich meine, es läuft auf eine Sorgfalt (Sorg-Falte) hinaus, auf eine Sorge um das Wort, das das Subjekt ausschließt, wodurch es sich im Gefängnis seiner phantasmatischen Selbstheit die Luft zum Atmen nimmt.

Wenn man daher die Funktion des Analytikers auf die Zeugenschaft des Unbewussten bezieht, insofern er selbst durch diese Erfahrung gegangen ist und durch seine Bildung sich dazu befähigt, für diese Zeugenschaft einzustehen, dann dient sein Wissen eher der Stärkung seiner dichterischen Vernunft als dem Erwerb einer wissenschaftlichen Reputation. Auf diese Weise kommen Dichtkunst und Lebenskunst in der Analyse zu einem Rendez-vous zusammen.

Deklusion statt Forklusion. „Nicht erst seit heute weiß man“, um es in den Worten Colette Solers zu sagen, „dass das Leben der Menschen sich nicht auf das ihrer Organe beschränkt. Deshalb glaubt man auch daran, dass wir eine Seele haben, die nicht denselben biologischen Zufällen wie der Körper, wie Leben und Tod unterworfen sind“, (Solers, S. 71) sondern dem symbolischen Gesetz folgt, an das es sich hängt. Das Leben, das uns mit der Sprache eingehaucht wird, hängt am seidenen Faden der Signifikantenkette, die, indem ich sie einatme und wieder ausatme, mein Leben verinnerlicht und es zugleich veräußert, ins Äußerste treibt. Heute sehen wir deutlicher denn je, dass aus jedem Leben, auch dort, wo es am meisten erniedrigt wird, das, was heraussticht, ein Ringen um ein lebenswertes Leben ist. Auch in der äußersten Verzweiflung ist dieser Schrei vernehmbar. Wenn auch nicht in jedem Falle davon gesprochen werden kann, wenn auch die moderne Idee des Subjekts nicht in jedem Winkel der Welt angekommen ist, die Dringlichkeit der Frage, die sich der Mensch in der Moderne stellt, tritt mit der Psychoanalyse zutage: Wie das Leben, das mir, von woher auch immer und für wie lange auch immer, gegeben ist, leben? Denn, soviel kann man sagen, durch die Einmischung der Sprache lebt es sich nicht von selbst. Offenbar gibt es darauf keine in ihm wohnende Antwort, nur symptomatische Versuche. Mir scheint, das Aufkommen der Psychoanalyse korrespondiert mit dieser Krankheit der Moderne und ihr Konzept des Unbewussten ist die Antwort auf die ontologische Frage des Ein, die mit ihr nur noch als S/ein geschrieben werden kann. Wie sehr diese Frage unser Leben beherrscht, zeigt sich nicht nur im Individuellen, den Duellen des Individuums, die Wellen

schlagen bis hinein in die Politik. Schließlich hat uns trotz erfolgreicher Verdrängung erneut die Frage heimgesucht, „Warum Krieg?“

Michael Schmid

Literatur

Freud, S.: „Das Unbewusste“, in Stud. Bd. III, S. 119-168

Freud, S.: „Der Mann Moses und die Monotheistische Religion“, in: GW Bd. XVI, S. 104-246

Fleury, C.: *Hier liegt Bitterkeit begraben*, Frankfurt 2023

Lacan, J.: „Die Stellung des Unbewußten, in: Schriften II, Walter Verlag/Freiburg 1975, S. 205-230

Lacan, J.: *Seminar, Freuds technische Schriften*, Freiburg 1978

Lacan, J.: *Seminar XX, Encore*, Berlin 1986

Lipowatz, Th.: *Die trügerische Verführung und die Enthüllung des Bösen*, Berlin 2014

Nancy, J-L: *Dekonstruktion des Christentums*, Berlin 2008

Nozsicska, A.: *Das Seinsprinzip. Ein ontologischer Nachtrag zum Strukturalismus*, Wien 2020

Roudinesco, E.: *Wie ich meinem Enkel das Unbewusste erkläre*. Wien 2017

Soler, C.: *Psychoanalyse und Politik*, Wien 2022

Zupančič, A.: *Was ist Sex?*, Wien 2017

Glauben die Kollegen an das Unbewußte?

Die Agenda gibt mir nicht viel Aufschluß, ich hätte schon gern mehr dazu gewußt.

Ich wollte diesmal von meiner These ausgehen, daß psychoanalytisch Denken und Arbeiten heißt: Auf dem Nichtwissen beharren und mich fragen, was das nun für unsere Arbeit bedeuten kann.

Für die Praxis scheint mir die Antwort relativ einfach: Jede Intervention kann nur eine Frage sein! Das würde ich mich sogar trauen zur Regel zur erheben. Wenn ich nicht weiß, kann ich nur fragen.

Mit der Theorie wird's etwas komplizierter. Erst dachte ich, jede Theorie könnte nur im Konjunktiv sein, aber, so gut das manchen Theorien auch zu Gesicht stünde, darum geht's nicht. Jede Wissenschaft muß ja auf die Erweiterung des Wissens angelegt sein und deshalb muß klar sein: Wer wissenschaftlich arbeitet, arbeitet nicht psychoanalytisch, auch wenn der Gegenstand seiner Arbeit Fragen wären, die sich aus der psychoanalytischen Praxis ergeben - wie auch die psychoanalytische Theorie und die Arbeit daran kein Psychoanalytisches Arbeiten ist.

Das klingt jetzt vielleicht ein bisschen selbstverständlich, doch ich meine, das muß in aller Deutlichkeit betont werden: Wissenschaftliches Arbeiten kann nie Psychoanalytisches Arbeiten sein.

Zurück zum Nicht-Wissen/Wissen. Natürlich soll jeder Mensch etwas wissen, was und wieviel, darüber könnte man noch streiten. Und wir sollten etwas wissen (möglichst viel??). Es lohnt sich also über das Wissen nachzudenken.

Um zu klären, was Wissen ist, dazu bräuchte ein zweites Leben. Ich vereinfache es also so, daß die Wissenschaft von einem Wissen ausgeht, das sie jetzt, "just in time", hat und die daraus sich ergebenden Fragen weiter erforscht. Das ist der Diskurs der Wissenschaft. Sie geht vom Wissen aus.

Wie kann nun ein Diskurs aussehen, der vom Nichtwissen ausgeht?

Erster Einfall: Wir phantasieren. Natürlich kann in diesen Phantasien viel von unserem Wissen enthalten sein, aber es muß nicht, der Ausgangspunkt ist also nicht das Wissen, sondern die Lust (am Phantasieren). Die Lust, sich etwas auszudenken, frei von jeglichem Wissen-Müssen und irgend welchen Fakten. Oder, lacanisch ausgedrückt: Das ist der Diskurs, der vom Begehren ausgeht (das nicht immer lustvoll sein muß) und das ist der Diskurs der Kunst.

Die Kunst kümmert sich nicht um das Wissen (was nicht heißt, daß sie nicht viel davon haben kann), sie kommt aus dem Begehren. Das ist der Diskurs, der nicht vom Wissen, sondern vom Nicht-Wissen ausgeht.

Wer also psychoanalytisch arbeiten möchte außerhalb der Praxis, der wende sich der Kunst zu, der schreibe Novellen oder lese sie, musiziere oder höre Musik oder male oder schaue sich die Bilder an oder gehe ins Kino oder Theater, wie es seinem Begehren entspricht. Wer wissenschaftlich arbeiten möchte, der tue das, dann arbeitet er aber nicht psychoanalytisch.

Folgen wir aber der Kunst, die vom Nicht-Wissen kommt, werden wir erfahren, wie sie in die Bereiche kommt, wo das Wissen endet.

Was ist eine Wolke? Wir nähern uns mit dem wissenschaftlichen Blick, rücken immer näher und landen im grauen Nebel, Wasser-Luft-Gemisch.

Sehen sich nun die Bilder von Caspar David Friedrich an oder lesen Sie (natürlich, Augsburg!) Brecht:

"Und über uns im schönen Sommerhimmel
War eine Wolke, die ich lange sah
Sie war sehr weiß und ungeheuer oben
Und als ich auf sah, war sie nimmer da."

Klaus Wiedemann

Dürfen, Sollen, Müssen

Prolog:

Der Vortrag war ursprünglich getriggert durch Vieles, was die Jahre vordergründig durch die Medien ging und geht, und auch im Verlauf Pointierungen und Richtungsänderungen erfuhr. Unsere Themen, wie auch die Art damit umzugehen, sind weitgehend durch den Diskurs in den Medien und da vorherrschend durch bestimmte Veranstaltungen, Sendungen (ich möchte hier für Deutschland Will, Lanz, Illner, Maischberger, Hart aber fair bzw. auch Twitter/X u. Weitere im Internet nennen, weniger auch verschiedene Tageszeitungen) bestimmt (1). Diese bewirken auch in hohem Maße Änderungen in der öffentlichen Haltung und somit, modifiziert auch durch Umfragen, in der Haltung der Parteien und ihrer derzeitig prominenten Vertreter. Längst ist somit die Meinungsbildung und damit das Handeln der Politik immer stärker vermittelt und findet in ursprünglich nicht für diesen Zweck gegründeten Institutionen statt, ja ist sogar durch bestimmte Personen geprägt, die auf entsprechende Hinweise oder Kritik sehr problematisch reagieren. D.H. die Medien bzw. sogar nur bestimmte Personen, die sich durch höhere Einschaltquoten oder Umsätze qualifizieren bzw. versuchen unabdingbar zu machen, nutzen ihre Privilegien, die Ihnen ja durch die Bevölkerung gegeben werden, und stellen sich teils als unangreifbar dar, was auch ermöglicht wird, dadurch, dass sie ja Diskussionsteilnehmer auswählen können, die Richtung und das Gewicht der Diskussionsteilnehmer in ihren Veranstaltungen (Sendungen) beeinflussen, vorgeben und so auch ein gewisses Wohlverhalten induzieren. In den sozialen Medien geschieht weiteres durch "liken, disliken, shit-storm" etc..

Mein Vortrag ist vorläufig, angreifbar, besteht vorwiegend aus Fragen, die zumeist nicht oder nur ungenügend beantwortet werden. Er möchte zum Widerspruch und zum Weiterdenken anregen. Es stehen meine Person, mit den ihr eigenen Erfahrungen, gelesenen oder gehörten Darstellungen und dazugehörigen Assoziationen dahinter. Wie ich meine, ist das meiste Denken assoziativ. Ich spreche keine besondere Sprache. Manches ist später eingefügt, da die Einfälle an unterschiedlichen Tagen erfolgten. Es gibt keine besondere Theorie dahinter, abgesehen von dem, das sich in meinem bisherigen Leben angesammelt hat. Die initiierten Themen waren z.B. Gendern, Anreden mit Sternchen, Geschlechterdifferenz, neue Geschlechter und Toiletten, Queerness, MeToo und auch ein Artikel von Ilka Quindeau und dadurch, dass die Sexualität, die ja eine Hauptsäule und -triebkraft in der PA Freuds darstellte, jetzt wieder und weiter ins Hintertreffen . Besonders auch in Deutschland aber auch in anderen Ländern, in welchen sie traditionell einen weniger vermittelten, natürlicheren Stand hatte und nun ins Wanken kommt. Wanken, Wellenbewegungen nach erfolgten sogenannten Befreiungen, die wie Vieles von einer Bewegung angestoßen, aber dann von anderen Akteuren (und deren Werbung) übernommen werden. Polysexualität, binäre und nicht binäre Beziehungen, wodurch wird was geprägt, erzeugt? Prägt Biologie und Genetik überhaupt etwas oder ist das ein Nebenschauplatz und ist dies alles nur kultureller Überbau ohne biologische Basis.

Kulturabhängig, mythenabhängig, zeitabhängig (ich will hier nur J. Butler, R. Reiche, V. Sigusch, M. Gesell, J. Laplanche und die eben erwähnte Ilka Quindeau nennen- s. weitere Literatur am Ende)?

Ich wollte also ursprünglich unter der Überschrift "Was bin ich. Heiteres*Raten mit. ..." das Thema aufbereiten. Vielleicht kennen es manche noch, Lembkes heiteres Berufe raten: in Deutschland steht der Beruf an erster Stelle, meist nicht heiter, sondern verbissen und ich ertappe mich selbst des Öfteren dabei, dass ich jemanden, den ich kennenlerne, fragen möchte, "was machen Sie" und die Frage öfter auch stelle. Es ist auch eine Reminiszenz an eine der ersten Sendungen, die wir als Kinder im Fernsehen sehen durften. weil vermeintlich "inert". abgesehen von den wenigen "rätselhaften

Botschaften", nicht sexuell. Die Älteren erinnern sich: die Handbewegung war wichtig und die Farbe des Schweinderls (Schweinchens) in das die 5 DM- Stücke geworfen wurden, wenn der Ratende falsch lag. Die Ratenden waren Prominente.

Ich hatte dann aber bald Zweifel und war unsicher geworden ob des Titels, kann man das, darf man das so nennen, so sagen? Und da fängt alles an. Gerät man da in eine Ecke in der man dann mundtot oder als intellektuelles Wesen überhaupt tot gemacht werden kann (z.B. die "sozialen Medien")?

In einem kürzlichen Interview (1) der FAZ mit dem Philosophen Julian Nida-Rümelin (Buch: Cancel Culture (2)) stellt J. Seewald folgende Frage: "Ertappen Sie sich dabei, etwas nicht zu sagen, was Sie vor ein paar Jahren noch bedenkenlos geäußert hätten?" Antwort: "Das ist für mich untypisch. Eher ist die Frage: Wie sag ich's, damit ich nicht missverstanden werden kann. Ich habe auf dem Höhepunkt der Migrationskrise ein Buch geschrieben - "Ethik der Migration". Da musste man auch teuflisch aufpassen, nicht in die falsche Ecke gedrängt zu werden, obwohl meine Thesen das überhaupt nicht hergeben".

Da geht es dann vielleicht noch ("mit rätselhaften Botschaften") aber beim nächsten Mal geht es dann nicht mehr und man hat sich dann schon eingeschränkt und "beschnitten". Deshalb zunächst ein gedanklicher Ausflug. Woher kommt diese Unsicherheit in unserer *Identität*, individuell, aber auch in unserer Gesellschaft, umgeben von mehreren, teils diversen oder doch auch sehr ähnlichen Gesellschaften, wenn man z.B. deren Bücher liest (ich denke da an Annie Ernaux, z.B. "Die Jahre", in denen ich auch unsere Zeit wiedererkenne. Uns fehlt weiterhin Selbstbewusstsein und ist das auch erwünscht?

Und das war dann auch der Punkt, an dem ich nachgefragt habe: Vielleicht nicht unter diesem Titel vortragen? Antwort (Michael): Kannst du dir ja noch bis August überlegen.

Dann ging es aber bei mir weiter, ich habe dann mein Material gesichtet: ist das nicht etwas spärlich um das vorzutragen? Und habe wieder geschrieben: ich glaube ich sage ab. Michael: du kannst ja trotzdem, aber ohne Titel. Ich: kann man ja so machen.

Und dann saß ich da um alles zu ordnen, umzuordnen und auch über diese Vorgänge zu schreiben.

...und weitere Gedanken: z.B. das Ausblenden des geschichtlichen Rahmens: z.B. Kinderladenbewegung und 68-er - Grüne. Aiwanger – Flugblatt – Hitlergruß (darf man in der Jugend und Kindheit, anders gedacht haben, gibt es eine Entwicklung, ist es nicht entscheidend, wie man jetzt ist und denkt oder gibt es keine Änderung. Manche haben sich vielleicht nicht wirklich geändert, sondern nur angepasst. An die Zeit, in der es jetzt nicht hoffähig war, so zu denken. Die Prägung von zu Hause, Umgebung und Gesellschaft, wie lange hält die an. Für immer? Kann man lernen? Verlernen? Und dann auch: gibt es überhaupt Veränderungen in der Therapie. Z.B. ich selbst: erst rechts, dann links, dann Infragestellung dieser Kategorien und Schubladen. Was z.B. in dieser oder in einer anderen Gesellschaft als links gilt, ist Antisemitismus ein Bestandteil von rechts oder links. Bekommt man den auch mit, wie die Sprache und die Religion, die in "versteckten Botschaften" in der Sprache enthalten sind, also teils unbewusst (blinde Flecken). Ist Antisemitismus nicht ein viel weiterer Begriff, der z.B. in andere Bereiche, nicht nur in den Staat Israel, den man wegen vieler problematischer Aktionen und Haltungen kritisieren kann, verschoben wird und dort dann ausgelebt werden kann. Sollten wir uns da nicht ganz heraushalten! Und es Anderen überlassen. Aber gibt es dort nicht auch Antisemitismus, aber ist dieser nicht qualitativ ganz anders beschaffen. Und nutzen dies die sogenannten rechten orthodoxen israelischen Juden, die jetzt den Rechtsstaat abschaffen wollen, nicht aus, um uns jede Kritikmöglichkeit zu nehmen. Sagt das nicht auch Frau Feldmann, die das Buch "Unorthodox" geschrieben hat (3). Wir suchen uns passende Zeitzeugen. Wie ist das mit der hiesigen Doppelmoral, welche Gefühle und Ressentiments haben wir, wenn das eine oder andere Land Anschläge verübt oder abwehrt? Sehr unterschiedliche.

Wie ist das mit den althergebrachten Parteien. Habe ich nicht CSU Mitglieder gesehen, die z.B. den "Völkischen Beobachter" z.B. in einer Kneipe ausgelegt haben und am Stammtisch, dann nach etwas Alkohol, Ähnliches wie z.B. die AFD oder früher NPD, Republikaner verbreitet haben. Und den Sprachschatz? Der eine verwendet ihn unkritisch, der Andere hat ihn sich abgewöhnt um hoffähig zu sein. Geht es Söder nicht nur darum, keinen Schaden zu nehmen, in der vorherigen und jetzigen Regierung, wenn Aiwanger und sein Bruder so waren?

1 FAZ, Dienstag 15. August 2023 NR 188 Seite 13

2 Nida-Rümelin J.(2023): "Cancel Culture" - Ende der Aufklärung? Ein Plädoyer für eigenständiges Denken, München Piper

3 Feldmann, D.(2019): Unorthodox. München btb

Oder: dürfen Geschwister und in welchem Alter sich untereinander intim berühren? Oder etwas zum ursprünglichen Thema: wie und ab welchem Alter muss man sich wie nennen? Und wie muss man sein um gut und richtig zu sein.

Muss man heute in einem Patchworkgebilde leben, binär, gleichgeschlechtlich oder bi- bzw. polysexuell sein? Geht es dabei darum Anderen das Leben zu erweitern (das war ursprünglich eine Fehlleistung, ich wollte erleichtern sagen) oder zu erleichtern (daran hatte ich ursprünglich gedacht).

Aber Erweitern ist auch ein Thema.

Ich denke nun auch an die sogenannten prägenitalen Phasen, die eben auch relativ und kulturabhängig sind: was ist genital und was ist dann prägenital. Und ich denke auch an eine Revision des Ödipuskomplexes. Ist das, was damals auch kulturgeprägt war, jetzt noch passend, zeitgemäß?

Er ist m.E. kultur- und geschichtsabhängig und ist abgeleitet von einem "christlichen Ideal" der Familie (wie war die „Familie“ zu Ödipus Zeiten?). Wir können zwar versuchen andere wiederum kulturtypische Formen des Zusammenlebens in unsere zu übersetzen, zu übertragen. Ich denke, das funktioniert aber nicht.

Es ist qualitativ etwas Anderes.

Oder dann zurück zum ursprünglichen Thema.

z.B. Ilka Quindeau, die klüger ist und die biologische Differenz nicht bestreitet, eher aber die Bedeutung oder die Auswirkung, die sie auf den sexuellen Überbau hat. Judith Butler ist da radikaler und gibt den Ton an.

Ich könnte und jeder könnte Beispiele aus seiner Kindheit und Jugend nennen, was die ursprünglichen Regungen waren und wie sich das im Rahmen der Sozialisation angefühlt hat bzw. geändert hat. Und was der Unterschied war, bzw. ob es einen Unterschied zwischen den Geschlechtern gab. Freilich mit bereits kultureller Prägung, die sich aber dadurch auszeichnete, dass Sexualität weitgehend ignoriert wurde. Das war in anderen Kulturen anders.

Ich möchte hier auch nicht sog. körperlich und geistig geprägtes trennen oder auseinander entwickeln bzw. Zugehöriges ausfindig machen. Lesen wir wieder Foucault, die Ethnologen und Anthropologen. Schauen wir auf die Säuglingsforschung! Und setzen wir uns zusammen und versuchen wir unsere Erlebnisse und Erfahrungen zu sammeln und entwickeln wir eine Archäologie der individuellen Sexualität und Erotik, schreiben wir eine neue Entwicklungsgeschichte.

Sollten Männer auch wieder "an sich denken" und nicht etwa die "besseren Feministen" geben wollen. Und wir müssen nochmals über unsere Sprache und unseren Wissenschaftsstatus reden.

Wir können nicht immer nur Freud und Lacan zitieren und verschieden interpretieren und alles mit Freud oder Lacan deuten wollen, sondern müssen alles und auch jede Therapie von Grund auf neu erfahren und aufbauen und für alles offen sein. Brauchen wir dafür wirklich eine Theorie und eine eigene Sprache oder verdecken und verbauen wir uns Vieles dadurch? Behindern solche Rahmen unser Denken? Eigentlich haben wir mit der Theorie ja nur die ursprüngliche religiöse Theorie ersetzt.

Also nehmen wir nun auch wieder die Anderen ernst, die mit viel Mühe versuchen und versucht haben zu untersuchen, Parameter und Methoden zu finden, zu vergleichen (z.B. Bohlender und Bohlender).

Und denken wir an die vielen "rätselhaften Botschaften" (diese werden hier im Text globaler und nicht wie bei Laplanche verwendet), die in der Welt sind, zwischen uns sind, die viel Unbewusstes aus der vorsprachlichen Zeit und eben auch sexuelles in sich tragen, die wir immer wieder aufgreifen müssen. Auch die vielen körperlichen Botschaften (psychosomatischen) die viel Unbewusstes enthalten.

Wir machen es uns da zu leicht, wenn wir sagen, der Charakter der Psychoanalyse verträgt das nicht, gibt das nicht her oder verbietet es sogar.

Also wir müssen eine neue Wissenschaft mit der zugehörigen Sprache entwickeln.

Vielleicht benötigen wir auch eine Art KI in der PA, eine Archäologie der PA um nicht alles Alte zu vergessen wenn etwas Neues kommt, aber freilich auch das Neue zulassen (das müssen besonders auch die "Nachfolger" Lacans!).

Und wir müssen nicht wieder erwarten, dass alle wie wir denken, nicht alles exportieren, eurozentristisch und westlich wissenschaftlich, wie bisher, sondern eher bereit sein aufzunehmen, bei uns anderes, auch scheinbar nicht logisches, Denken zuzulassen, z.B. das indigener Gesellschaften und entsprechend neuerer Entwicklungen die Sprache (und das Recht) der Natur einschließlich von Tieren, Pflanzen und Erde, Landschaften zuzulassen und ihnen ihren notwendigen Platz zu (rück) geben. Wissenschaft und bisher entwickelte Theorie und Methoden sind nicht alles.

Hier könnte ich mich weit verlaufen und über Vieles wie Demokratie, unsere Werte etc. sinnieren aber halt. Nur so viel: Wir nennen uns demokratisch. Durch die ganz oben genannten Vorgänge ergeben sich deutliche Einschränkungen und Einschüchterung von Andersdenkenden, die durch uns selbst freiwillig entwickelt wurden. Ähnliches wird in anderen Staaten durch Verbote, Bespitzelung, staatliche Einschränkungen von Rechten, auch Meinungsäußerung etc. erreicht, weshalb diese von uns undemokratisch und teils diktatorisch genannt werden.

Ein paar Gedanken noch zur Unmöglichkeit des Unterfangens, hier einen Ausgleich zwischen den Geschlechtern zu erzielen (was dann doch wieder für eine Bedeutung der Biologie sprechen könnte), auch wenn in "gebildeten Schichten" und manchen westlichen Subkulturen bereits eine Nivellierung der Sexualität eingetreten ist oder die Abschaffung ihrer selbst betrieben wird oder versucht wird sie in den virtuellen Bereich zu verbannen, oder in ein abweichendes Sexualverhalten verschoben wird. Wollen wir das? Vielleicht, weil sie anders anderen Teilen der Gesellschaft schadet? Aber wie steht es da mit der Ambiguitätstoleranz der übrigen Bevölkerung? Wo sind die Grenzen zur Überforderung? Wohin driften Teile der Gesellschaft, wenn Einsichtsmöglichkeit oder -wille fehlen? Wer kann diese Aufklärung (-swut) wollen, abgesehen von den Geschädigten oder intellektuell motivierten und wie kann man es in andere Gruppen tragen?

Eine Gesellschaft kann nicht aus lediglich Geschädigten und einer intellektuellen Kaste bestehen.

Schließlich möchte ich noch zur Barbie und dem aktuellen Film kommen. Freilich Werbung, ein gewaltiger wirtschaftlicher Erfolg, wobei man sich sicher über philosophische, analytische, auch lacansche Interpretationen und Rezensionen und weitere Garnierungen gefreut hat, was (vielleicht tut das auch dieser Vortrag) es in einen Bereich erhebt, der nicht angemessen ist.

Wesen mit einer Figur noch passend oder eben nicht mehr passend zur derzeitigen Kultur und Werbung aber ohne die derzeit schwierigen Organe wie Vagina und Penis mit aber gestylter Brust. Ein "mütterliches" Element für den unabgelösten (von der Mutter) Mann? Sie können phantasieren. Und was ist nun männlich? Kantige Gesichtszüge, faltige (evtl. genarbte) Haut, Furchen im Gesicht, tiefe Stimme oder kommt das vom Rauchen? Auch Frauen können es durch Rauchen erwerben. Oder Glatze, Teilglatze, Muskeln, Kraft, ungebändigter geschlechtlicher Drang?

Und weiblich? rundliche, weiche Konturen, höhere Stimme, betonte Brust und Po, verstärkte Taille, fülliger und dauerhafter Haaransatz? Oder gar einfühlerndes, empathisches Verhalten.

Wo bleibt da die heutige Psychoanalyse, sprachlos?

Die Barbie war der ideale Werbeträger in ihrer Zeit, eigentlich geschlechtslos, gut um unser westliches Kulturgut weiterzutragen und einem "prägenitalen" männlichen Bild von der Frau entsprechend? Und weil beide in der derzeitigen kulturellen Situation bröckeln, wurden sie aufgemöbelt und philosophisch unterlegt, mit einigen Fußnoten versehen (1,2,3,4). Das auch freilich, um den wirtschaftlichen Nutzen noch etwas zu verlängern (es gibt sie ja jetzt auch in verschiedenen ethnischen und auch figurangepassten Variationen).

Und was kommt dann?

1 z.B. <https://tagesspiegel.de/kultur/die-voodoohafte-macht-der-barbie-puppe-2359879.html>

2 <https://jungle.world/artikel/2023/35/schoenheitsideale-barbie-film-koerper-ist-zum-kleid-geworden>

3 FAS, August, 3. 2023 NR.32 Seite 11, 33, Das Leben in Rosa, Kens im Kino

4 in Parfen Laszlj "The genius of Barbie" from John Shannon

weitere Literatur (nicht alphabetisch); s.a. Literaturangabe oben:

Psychoanalyse

- Laplanche J.(2009): Inzest und infantile Sexualität. Psyche - Z Psychoanal 63, 2009, 525-539
 - (2004): Die rätselhaften Botschaften des Anderen und ihre Konsequenzen für den Begriff des >>Unbewussten<< im Rahmen der allgemeinen Verführungstheorie. Psyche - Z Psychoanal 58, 898-913
 - (2006): Die Drei Abhandlungen und die Verführungstheorie. Psyche - Z Psychoanal 60, 2006, 1005-1017
 - (2017): Sexual Eine im Freud'schen Sinne erweiterte Sexualtheorie. Gießen Psychosozial-Verlag
 - (2022 |2006|): Nachträglichkeit. Gießen Psychosozial-Verlag
 - (2021 |1993|): Ein biologistischer Irrweg in Freuds Sexualtheorie. Gießen Psychosozial-Verlag
 Rugenstein K.(2023): Jean Laplanches Resexualisierung der Psychoanalyse. Psyche - Z Psychoanal 77, 2023, 250-267
 Soiland T.(2023): Lacans Verständnis von Geschlecht und seine zeitdiagnostische Bedeutung. texte 43 1/23, 93-114 Wien Passagen Verlag
 Quindeau I.(2023): Jenseits des Binären. Was sich von Trans*- und Inter*Personen über das Geschlecht lernen lässt. Forum der Psychoanalyse 2023 39: 29-40
 -über Quindeau, Adorno-Vorlesungen <https://taz.de/Adorno-Vorlesungen-von-Ilka-Quindeau/!5945851/>
 Gesell M., Zürcher M.(2011): Licht ins Dunkel der Bisexualität. Bisexualität, anatomische Geschlechtsdifferenz und die psychoanalytische Bedeutung von >männlich< und >weiblich<. Psyche - Z Psychoanal 65, 2011, 699-729
 Reiche R.(1997): Gender ohne Sex. Geschichte, Funktion und Funktionswandel des Begriffs >>Gender<<. Psyche Z Psychoanal 51 9 926-957
 Freud S.(1972 |1904-1905|): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Frankfurt/M Fischer Taschenbuch
 Ruhs A.(2010): Lacan Eine Einführung in die strukturelle Psychoanalyse. Wien Erhard Löcker Lüde-
 mann S., Seifert E.(2023): Jenseits von Ödipus? Gießen Psychosozial-Verlag
 Verhaeghe P.(2009): new studies of old villains. New York Other Press
 - (2009): Liebe in Zeiten der Einsamkeit. Wien Turia + Kant
 - (2004): On being normal and other disorders. New York Other Press
 Rainer D.(2022): Die künstliche Frau. Männliche Sexualität und sexuelle Aneignung. texte 42 4/22 52-60 Wien Passagen Verlag
 Grubner B. und Eggenesperger E.(2022): Psychosomatose und neue weibliche Klinik. Geschlechtertheoretische Überlegungen. texte 42 4/22 72-96
 Moeslein-Teising I, Schäfer G., Martin R. (Hg.)(2019): Geschlechter-Spannungen. Gießen Psychosozial-Verlag
 Rohde-Dachser C.(2020): Spuren des Verlorenen. Gießen Psychosozial-Verlag

Ethnopschoanalyse

- Roheim G.(1977 |1950|): Psychoanalyse und Anthropologie. Frankfurt/M Suhrkamp
 Chasseguet-Smirgel(Hg.)(1979 |1964|): Psychoanalyse der weiblichen Sexualität. Frankfurt/M Suhrkamp De-
 vereux G.(1978|1972|): Ethnopschoanalyse Frankfurt/M Suhrkamp
 - (1982 |1970|): Normal und anormal. Frankfurt/M Suhrkamp
 - (1976 |1973| |1967|): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt/M, Berlin, Wien Ullstein

Soziologie/ Anthropologie/ Philosophie

- Daub A.(2022): Cancel Culture Transfer. Berlin Suhrkamp
 Butler J.(1991): Das Unbehagen der Geschlechter Gender Studies .Frankfurt/M Suhrkamp Berg-
 mann F., Schößler F., Schreck B.(2012): Gender Studies. Bielefeld transcript
 Descola P.(2013 |2011|): Jenseits von Natur und Kultur. Berlin Suhrkamp
 Mead M.(1976 |1928|): Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften. 3 Bände. München dtv
 Aries E.(1978 |1975|): Geschichte der Kindheit. München Carl Hanser
 Stone L.J.,Church J(1978 |1957|): Kindheit und Jugend. Stuttgart Thieme
 Foucault M.(1983, 1989 |1976|): Der Wille zum Wissen, Der Gebrauch der Lüste, Die Sorge um sich. Frankfurt/M Suhrkamp
 Schmitz B.(1996): Psychische Bisexualität und Geschlechterdifferenz. Wien Passagen Verlag
 Schällibaum U.(1991): Geschlechterdifferenz und Ambivalenz. Wien Passagen Verlag
 Fraisl B.(2002): Körper und Text. Wien Passagen Verlag
 Angerer M.(Hg.)(1995): The Body of Gender. Wien Passagen Verlag
 Derrida J.(2005 |1987|): Geschlecht (Heidegger)

Der Populismus und das Ressentiment

Im Mittelpunkt populistischer Politik steht das Ressentiment: ein Minderwertigkeitsgefühl verbindet sich mit einer daraus abgeleiteten Wut und sinnt nach Vergeltung. So werden Gefühle und Affekte mit politischem und sozialem Denken verknüpft. Eine Empörung über Ungerechtigkeiten, soziale Diskriminierungen und wirtschaftliche Abstiegsängste können Zorn, Wut und Hass hervorrufen. Populistische Politik holt diese Gefühle ab, bündelt sie, verspricht Anerkennung und Hilfe und benennt einen oder mehrere Schuldige.

Populismus und repräsentative Demokratie schließen sich nicht aus. Die Demokratie sichert formale Gleichheit, also Gleichheit vor dem Gesetz und schützt die Minderheiten. Materielle Gleichheit kann die Demokratie nicht herstellen, weil wir mit unterschiedlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen konfrontiert sind. So werden wir in unterschiedliche Familienstrukturen hineingeboren, die beträchtliche soziale, ökonomische und kulturelle Differenzen aufweisen. Entwicklungs- und Aufstiegschancen sind somit ungleich verteilt. Wenn diese Ungleichheiten nicht in Gemeinschaften, aktiven Zivilgesellschaften oder politischen Parteien aufgefangen und neutralisiert werden, können Ressentiments entstehen, die auf dem Gefühl, des „weniger Wert sein“ beruhen. So wird das Ressentiment zum Verbindungsglied zwischen der Psyche und der Politik und damit zur wichtigsten Ressource für Populisten, die an tatsächlichen oder vermeintlichen Ungerechtigkeiten und Diskriminierungen anknüpfen können.

Der nächste Schritt ist dann die Spaltung der Gesellschaft: die da unten gegen die da oben, das Volk gegen die Eliten, wir und die anderen. Die Spaltung soll Homogenität erzeugen, die Gruppe einen und sie politisch instrumentalisierbar machen. Das Ziel ist der Aufbau einer eigenen Gruppenidentität. Wird die Spaltung stark forciert, entstehen Freund-Feind-Verhältnisse, die dann noch – wie bei Carl Schmitt – zum konstitutiven Element der Politik erklärt werden können.

Eva Illouz beschreibt in ihrem Buch „Undemokratische Emotionen“ die innenpolitische Situation Israels und liefert damit ein hochaktuelles Anschauungsmaterial praktizierter populistischer Politik auf der Basis von Ressentiments.

Am 24.5.1948 ruft David Ben Gurion die Unabhängigkeit Israels aus. In den folgenden Jahren wandern Juden aus Europa, Asien und Afrika in Israel ein. Illouz beschreibt nun detailreich, wie die europäischen Juden (Aschkenasen) die afrikanischen und asiatischen Juden (Mizrachim) diskriminiert und abgewertet haben. Damit wurde die Gesellschaft tief gespalten, Ressentiments und Opferrollen erzeugt, die am Ende die rechten Parteien gestärkt haben. So gewann die nationalkonservative Likud-Partei 1977 die Wahlen und stellte mit David Ben Gurion den Präsidenten. Obwohl die Likud-Partei, inzwischen der Likud-Block, seit 40 Jahren Teil der Regierung ist, wurde die Ungleichheit zwischen den Aschkenasen und den Mizrachim nicht beseitigt. Auch heute noch werden die schon längst abgewählten linken Regierungen dafür verantwortlich gemacht. Anstatt mehr soziale und wirtschaftliche Gerechtigkeit herzustellen, so Illouz, konzentriert sich die Regierung Netanjahus darauf, alte Verletzungen und Feindschaften zwischen den Mizrachim und den Aschkenasen zu fördern und Rachegefühle politisch zu verwerten. So wurde die Likud-Partei Teil einer persönlichen Identität vieler misrachischer Wähler. Die amerikanische Politologin Wendy Brown nennt diesen

Vorgang „Bindung an die eigene Verwundung.“ So wird die Opferrolle weiter bedient und die Politik des Ressentiments als ein „Wiederkauen von Verletzungen“ prolongiert. Die Mizrachim grenzen sich damit von anderen gesellschaftlichen Gruppen ab und pflegen ihre eigene verfolgte Identität. Ähnlich wie Donald Trump in den USA greift Benjamin Netanjahu das Establishment an, das er selbst repräsentiert. Er stellt sich als Opfer dar, der von den Demonstranten, der Justiz und den Medien verfolgt wird. Damit verwendet er die Opferrolle um das Band zwischen den misrachischen Wählern und dem Führer zu stärken.

Die mangelnde Anerkennung erzeugt eine Unsichtbarkeit der Individuen und deshalb wollen die Menschen des Ressentiments in Erscheinung treten. Auch Nichtwähler haben Ressentiments. Adolf Hitler konnte im Jahre 1933 über 5 Millionen Nichtwähler mobilisieren. Dies bedeutet, unpolitisch sein heißt nicht neutral zu sein, sondern beinhaltet ein Verbergen des persönlichen Ressentiments. Die Politik des Ressentiments wird in vielen Ländern praktiziert. So auch in Österreich, wo mit dem Anspruch, die Balkan-Route geschlossen zu haben, die Ablehnung des „Fremden“ politisch instrumentalisiert und mit Wahlsiegen belohnt wurde.

Das Ressentiment kann die Funktionsfähigkeit einer Demokratie gefährden. Es ist daher wichtig, die Motive menschlichen Handelns zu verstehen, zu wissen, wie sich Ängste, Bindungssehnsüchte, und Verschmelzungswünsche auswirken und wie unbewusste Affekte unser Handeln und Denken beeinflussen. Ein Mittel der Analyse ist die Sprache, wenn sie nicht als normales Kommunikationsmittel, sondern als Waffe gegen die Anderen benutzt wird. Hinweise auf diesen Gebrauch sind Beleidigungen, Herabsetzungen, Diffamierungen und Verleumdungen. Die Sprache kann Zorn und Ablehnung des Anderen verbalisieren. Wenn der Hass zum Ressentiment wird, ist es zur Verschwörung nicht mehr weit.

Ressentimentbesetzte Menschen leben in einem Wertesystem – einer Blase – aus der sie sich nicht befreien können. Der Rückzug auf sich selbst und seine Gewissheiten führt zu einer Isolierung und dem Gefühl, vom Gemeinsamen ausgeschlossen zu sein. Aus dem Ressentiment herauszukommen erfordert oft mehrere Generationen, um nicht mehr jene Gefühle und Affekte zu reproduzieren, die aus dem Umfeld kommen aus dem man stammt.

Im Menschen sind Rationalität und Irrationalität wirksam. Der Appell an die Vernunft ist sinnvoll, mit der Irrationalität zu rechnen ist klug.

Heinz Peter

Die Spur der Angst

Über das, was „nicht täuscht“, was unheimlich ist und sich als einzige Angst „real vollendet“.

„Die Angst ist dumm wie Bohnenstroh.“
Jacques Lacan

Über die Themenwahl seines Seminars von 1962/63 schienen die Hörer überrascht gewesen zu sein. Angst? Ist das ein relevantes Thema? Gleich in der ersten Sitzung erklärt Lacan: „Die Angst ist genau der Treffpunkt, an dem alles das auf Sie wartet, was schon in meinem früheren Diskurs zu finden war. Sie werden sehen, wie jetzt eine gewisse Anzahl von Gliedern untereinander eine Verbindung wird eingehen können, die Ihnen bis jetzt nicht hinreichend verknüpft erscheinen konnten“ (Lacan 2004/2010: 11). Mit diesem zehnten Seminar zog Lacan ein Resümee seiner bisherigen ‚Rückkehr zu Freud‘. Er verbindet seine Kernthese, wonach das *Unbewusste strukturiert ist wie eine Sprache*, mit dem Ödipuskomplex sowie der Objektbeziehung und dem Affekt

Um die Verbindung zwischen dem Affektiven und den Bildungen des Unbewussten anzudeuten, erinnere ich an eine Reihe verstreuter Definitionen. Diese bruchstückhaften Bestimmungen fasst Lacan zusammen in jener einzigartigen Seminarsitzung vom 20.11.1963. Eigentlich wollte er an diesem Tag sein an die Angst anknüpfendes elftes Seminar über die *Namen-des-Vaters* beginnen. In der Nacht zuvor hatte er jedoch erfahren, dass er von der Liste der von der IPA zugelassenen Lehranalytiker gestrichen worden war. Damit änderten sich seine Pläne. Das uns heute vorliegende Seminar elf über die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse entspricht einem Neubeginn seiner Lehrtätigkeit.

Das eigentlich geplante Seminar über die *Namen-des-Vaters* sagte er ab. Doch in jener einzigen Seminarsitzung, die er abhielt, gibt er eine dichte Zusammenfassung seiner Beschäftigung mit der Angst. Dabei wird auch ein roter Faden erkennbar, der zurückführt bis ins vierte Seminar aus den Jahren 1956/57, wo er das Symptom der Pferdephobie des kleinen Hans behandelte. Die Furcht des kleinen Hans vor dem Pferd ordnet Lacan ein vor dem Hintergrund jener *Signalangst*, mit der Freud 1926 seine frühe Auffassung der Angst um einen sprachlichen Aspekt erweiterte. Wenn Lacan erklärt, die Angst sei „das, was nicht täuscht“ (Lacan 2010: 101), so heißt das, dass das Angst-Signal sich vom *Signifikanten* unterscheidet. Der Signifikant ermöglicht Verschiebungen und Verdichtungen. Diese sind beim Angstsignal nicht möglich. Denn es entspricht, wie Lacan erklärt, einer „absolute[n] Kommunikationsweise“ (Lacan 2010: 148) zwischen dem Subjekt und dem großen Anderen.

Diese „absolute Kommunikation“ hat damit zu tun, dass Freud die Angst als *objektlos* bestimmte. Das heißt, sie hat keinen Referenten im üblichen Sinn. Deshalb weist Freud auch Otto Ranks Konzept der Geburtsangst ebenso zurück wie die Furcht vor dem Tod, die er als Verschiebung der Kastrationsangst bezeichnet. „Im Unbewussten“, so Freud, „ist (...) nichts vorhanden, was unserem Begriff der Lebensvernichtung Inhalt geben kann (...) Ich halte darum an der Vermutung fest, dass die Todesangst als Analogon der Kastrationsangst aufzufassen ist“ (Freud, 1926d: 160). Durch welche Form von Repräsentation aber macht die Kastrationsangst sich im Psychischen überhaupt bemerkbar? Im Zuge dieser Frage stößt man auf jenes Paradox, das Lacan mit seinem Konzept des ‚Objekts der Objektlosigkeit‘ einzukreisen versucht, dem viel zitierten Objekt klein *a*.

Diese „absolute Kommunikationsweise“ der Angst hat, wie ich zeigen möchte, etwas mit dem Sexuellen zu tun. Das deutet Lacan mit einer schillernde Definition an: „Von allen Ängsten“, so Lacan, „ist der Orgasmus die einzige, die sich real vollendet“ (Lacan 2010: 298, Übersetzung verändert). Diese Bestimmung wurzelt in der Analyse des kleinen Hans, dessen Pferdeangst in dem Moment beginnt, als er erstmals eine Erektion hat und masturbiert. Ich möchte zeigen, dass diese frühen genitalen Regungen des Vierjährigen sich auf der Seite der Mutter, dem großen Anderen, situieren. Erahnbar wird damit, was Lacan meint, wenn er

schon im Identifizierungsseminar die Bedrohung der Angst als „Begehren des großen Anderen“ bestimmt.

Mit und gegen Freud erklärt Lacan, die Angst sei „nicht ohne Objekt“. Diese negative Bestimmung deutet auf die Beschaffenheit jenes Objekts klein *a* hin, das für die Angst grundlegend ist. All diese Bestimmungen, die ich gestreift habe, kulminieren in dem, was man Lacans *Theorie des Subjekts* nennen kann. Korrekter formuliert, geht es um jene Genese, bei der das Subjekt dadurch entsteht, dass Subjekt und Objekt überhaupt erst auseinander treten. Lacan spricht von dem „radikalen, ganz und gar restrukturierenden Charakter der Auffassung [...] die ich Ihnen sowohl für das Subjekt als auch für das Objekt beibringe“ (Lacan 2006b: 69). Diese Subjektgenese, so möchte ich ausführen, lässt sich beim kleinen Hans beobachten: und zwar dadurch dass sie stagniert. Symptom dieses Stagnierens ist die Furcht vor dem Pferd.

Bei seiner Lektüre der Freudschen Falldarstellung des kleinen Hans hebt Lacan insbesondere den Zusammenhang zwischen *Angst und Sprache* hervor. Nicht zufällig stellt er in diesem vierten Seminar auch das Konzept jener *Vatermetapher* vor, mit der er seine Rückkehr zu Freud auf den Punkt bringt. Diese väterliche Metapher, so möchte ich zeigen, kann der kleine Hans nicht bzw. nur in provisorischer Weise bilden. Schuld daran ist ein Defizit auf der Seite des Vaters. Die dadurch ausgelöste Pferdephobie macht Lacan als Symptom für eine mit Angstentwicklung einhergehende stagnierende Genese des Subjekts lesbar.

Freud erklärte diese Furcht vor dem Pferd als Verschiebung der Angst, vom Vater kastriert zu werden. Weil der kleine Hans Regungen genitaler Art zu seiner Mutter hege. Lacan erweiterte den Kontext. Nicht der Verlust bzw. das Verbot der Mutter, sondern umgekehrt das Ausbleiben der väterlichen Untersagung der Mutter bewirkt die Pferdephobie. Lacan behält also Freuds klassisch ödipale Erklärung bei – interpretiert sie aber neu. In der orthodoxen Lesart war der Vater im Ödipuskomplex eine Art Knecht Ruprecht. Er hob warnend den Zeigefinger und drohte: Wenn du weiter deine Mama begehrt (die mir gehört), dann schneide ich dir deinen kleinen Penis ab.

Bei Lacan ist der Vater weiterhin Agent der Untersagung der Mutter. Lacan versteht diese Untersagung aber nicht mehr konkretistisch. Er übersetzt den Ödipus- und den Kastrationskomplex ins Sprachliche. Erfüllt der Vater seine Funktion, so bewirkt er eine spezifische Transformation des kindlichen Sprechens. Die Mutter wird dabei nicht mehr als konkrete Person verboten. Das väterliche Verbot situiert sich bereits auf der *Ebene der Sprache*. Bewirkt aber der Vater – wie beim vierjährigen kleinen Hans – diese Modifizierung des Sprechens *nicht*, so erfolgen bei den ersten genitalen Regungen des Jungen gegenüber der Mutter Triebschübe, die nicht im Netz der Signifikanten aufgefangen werden – und sich so als Angstepfindung bemerkbar machen.

Im Objektseminar heißt es: Die Angst entsteht jedesmal dann, „wenn das Subjekt von seiner *Existenz abgetrennt wird*“ (Lacan 2003: 268). Warum und wodurch wird der kleine Hans *von seiner Existenz* abgetrennt? Lacan hebt hervor, dass die Angstentwicklung des kleinen Hans im Wesentlichen damit einhergeht, „dass der Penis [des Jungen] real geworden ist“ (ebd.: 267). Das Kind nimmt an diesem Organ erstmals *Empfindungen* wahr. Das heißt, er hat eine Erektion und masturbiert. Damit diese am Penis sich regenden Empfindungen als das erlebt werden können, was man gemeinhin als lustvoll bezeichnet, muss erst etwas ganz Bestimmtes geschehen. Dieser Vorgang hat sowohl mit dem Affekt der Angst als auch mit der Symbolproduktion zu tun.

Um die Verkoppelung von Angst und Sprache hervorzuheben, muss ich an Lacans Deutung der elterlichen Beziehungsdynamik erinnern. Demnach ist die Pferdeangst des Jungen ein Symptom dafür, dass sich die Ehe der Eltern in einem Ungleichgewicht befindet. Sie wurden 1920 geschieden. Der Vater, so liebevoll er auch geschildert wird, hat in seinem Auftreten einen Mangel an Präsenz. Er kann das Begehren seiner, wie Freud sagt, „schönen Frau“ (einer früheren Patientin, die Opersängerin Olga Hönig) nicht in dem Maße erwecken, dass diese

von ihrer massiven Fixierung auf den Jungen ein wenig abließe. Sie nahm den Jungen überall mit hin, ins Ehebett und sogar auf die Toilette.

In Erweiterung zu Freuds Deutung, gemäß der die Angst entsteht, wenn das Kind von der Mutter *getrennt* wird, verschiebt Lacan demnach den Akzent auf die *übermäßige Präsenz* der Mutter: „Beängstigend für das Kind ist“, so Lacan, „wenn es keine Möglichkeit von Mangel mehr gibt, wenn die Mutter die ganze Zeit hinter ihm her ist und ihm gar noch den Arsch abwischt, Modell für den Anspruch, der nicht ablassen kann“ (Lacan 2010: 74).

Die Angst vor dem Pferd birgt folglich einen *doppelten Aspekt*. Neben der Angst, gebissen – sprich: vom Vater kastriert zu werden – entspricht sie ebenso der Furcht davor, „von der Mutter gefressen zu werden“ (2003: 270). Das Paradox der Phobie besteht folglich darin, dass das gefürchtete väterliche ‚Beißen‘ den Jungen eigentlich vor der drohenden Verschlingung durch die Mutter hätte retten sollen. Dieses Gefressenwerden darf allerdings nicht konkretistisch verstanden werden. Es entspricht einer Imaginierung der plötzlichen Überschwemmung durch den Trieb. Ich erinnere daran, dass der Erfolg jener Bemühungen, die Mutter zu verführen, für Hans erst ab dem Moment angsterfüllt wird, ab dem „sich der reale Trieb und das imaginäre Spiel der phallischen Täuschungen treffen“ (ebd.).

Bei diesem Spiel will der Junge die „Befriedigung eines [bloßen] Bildes“ erreichen. Das heißt: Der kleine Hans als Ganzer versucht imaginär den fehlenden Phallus der Mutter ersetzen (und der Mutter so Lust bereiten). Dieses Spiel funktioniert eine Weile ziemlich gut. Doch in dem Moment, in dem sein Penis real wird, entsteht eine neue Situation. Der kleine Hans wird daher, wie Lacan sagt, „zum Betrogenen seines eigenen Spiels“. Lacan umschreibt diesen Moment so, dass der kleine Hans plötzlich *cash* zahlen muss, den er nicht hat.

Dieser Moment entspricht einem strukturellen Knotenpunkt. Man muss sich ihn so vorstellen, dass der kleine Junge von etwas überschwemmt wird, das ihn mit fortreißt. (Lacan parallelisiert jenen Moment mit demjenigen, in dem eine paranoische Psychose manifest wird). Was hier geschieht, beschreibt er so, dass der kleine Hans zur „Beute der Bedeutungen des großen Anderen“ wird. Der große Andere, die Sprache, die Mutter und der beim kleinen Hans sich regende Sexualtrieb sind demnach miteinander verflochten.

Diese Verschlingung verdeutlicht Lacan am Beispiel der ambivalenten Funktion der Mutter des kleinen Hans. Einerseits untersagt sie dem Jungen die Selbstbefriedigung – doch andererseits ermutigt sie ihn zu Intimitäten. Diesen *doublebind* verknüpft Lacan mit einem spezifischen Aspekt des kindlichen Spracherwerbs. So erinnert er daran, dass das Kind im Allgemeinen und der kleine Hans im Besonderen das Sprechen von der Mutter erlernt. Es geht dabei aber weniger um die biologische Mutter als um die mütterliche Position. Entscheidend am Ödipuskomplex, ist, dass die Mutter eine Beziehung „nicht zum Vater, sondern zum *Sprechen des Vaters*“ (Lacan 2006a: 224) hat. Aufgrund des bereits skizzierten Defizits „ist [der Vater beim kleinen Hans] total wirkungslos, insofern als das, was er sagt, ganz genau so ist, als würde er flöten – ich meine: bei der Mutter“ (ebd., zitiert nach frz. Original).

Wenn also der Vater das Begehren seiner Frau so wenig erweckt, dann wird das Band zwischen Mutter und Sohn nicht durchschnitten. Diese klassische Auffassung des Ödipuskomplexes situiert Lacan auf der Sprachebene. Die Angst vor der Verschlingung durch die Mutter rührt daher, dass er sozusagen eine reine ‚Muttersprache‘ spricht, die vom väterlichen Signifikanten nicht ‚gestept‘ wurde.

Um dieses Defizit zu beschreiben, muss ich einen Umweg einschlagen. Das Defizit hängt damit zusammen, dass nichts in der symbolischen Ordnung vorgegeben ist, um die geschlechtliche Zeugung zu erklären. In meinem Buch von 2014 habe ich daher ausgeführt, dass die Entstehung von Lebewesen aus dem Nichts – ebenso wie deren Verschwinden durch den Tod – im Psychismus eine Sonderstellung einnimmt. Im Hinblick auf die geschlechtliche Zeugung geht es nicht um die biologisch-wissenschaftlicher Vorstellung der Verschmelzung von Samen- und Eizelle. Es geht vielmehr darum, dass das Verstehen der geschlechtlichen

Zeugung nicht an ein vorgegebenes Symbol gebunden ist. Denn das Verstehen der Zeugung ist ein Vorgang, der mit der eigenen Subjektgenese untrennbar verwoben ist. So ‚verstehen‘ wir die geschlechtliche Zeugung nur dann, wenn wir sie gewissermaßen wiederholen. Das Verstehen von Sexualität impliziert folglich ein Performativ.

Dieses *Performativ* – in dem die Untersagung der Mutter und die Erklärung der geschlechtlichen Zeugung sich gleichermaßen vollziehen – hängt mit der bildlichen Rede zusammen. Deshalb besteht jene Kastration, die Hansens Vater dem Sohn hätte beibringen müssen, in der Vermittlung der väterlichen Metapher. Gemeint ist nicht diese oder jene singuläre bildhafte Rede, sondern *das Prinzip selbst*, nach dem Metaphern überhaupt gebildet werden.

Dass die Metapher eine derartige Sonderstellung in der symbolischen Ordnung einnimmt, versteht sich nicht von selbst. In der naiven Sichtweise ist die Metapher eine bloße Verzierung, ein „Redeschmuck“ für Sonntagsansprachen. Erst mit jener verborgenen Systematik, die sich in Freuds *Studien über Hysterie* zeigte, wurde deutlich, was Lacan später betonte, nämlich dass „das Symptom eine Metapher ist“ (Lacan 1957b: 53).

Bei einer Metapher – und das ist wesentlich – geht es nicht allein um einen ‚bildhaften Vergleich‘. In Lacans Verständnis geht es darum, dass die metaphorische Substitution eine *neue Bedeutung aus dem Nichts heraus entstehen lassen kann*. Dieses Entstehen aus dem Nichts entspricht einem strukturellen Äquivalent zum ‚Verständnis‘ des sexuellen Zeugungsakts – bei dem ja auch ein Wesen aus dem Nichts entsteht. Zu ‚wissen‘, woher die kleinen Kinder kommen, ist demnach strukturell äquivalent mit der Fähigkeit, einen Witz zu reißen oder eine zweideutige Bemerkung zu machen oder auch nur zwischen den Zeilen zu lesen.

Dass insbesondere der kleine Hans nicht weiß, woher die kleinen Kinder kommen, zeigt sich in einer Beobachtung, die Lacan herausstellt: Wenn der kleine Hans rückblickend auf die knapp ein Jahr zurückliegende im Geburt seiner kleinen Schwester erklärt, diese wäre immer schon da gewesen, „in einem kleinen Kasten“ (Lacan 2003: 433, vgl. Freud 1909b: 310f.), so fällt auf, dass das Hinzutreten eines neuen ‚Elements‘ aus dem Nichts in der kindlichen Weltsicht unvorstellbar ist. Dieses Defizit in Hansens Erklärung der Geburt ist auch der Grund für jenen herzhaften Lacheffekt, auf den Freud in einem Beispiel für den naiven Witz zu sprechen kommt. Ein kleines Mädchen und ein kleiner Junge führen für die Erwachsenen ein Theaterstück auf, bei dem der Junge in die Welt loszieht, um Geld zu verdienen. Stolz präsentiert der fleißige Wandersmann nach seiner Rückkehr die erworbenen Reichtümer. Worauf das Mädchen erklärt: „Ich war aber auch nicht faul unterdessen, und öffnet seinen Blicken die Hütte, auf deren Boden man zwölf große Puppen als Kinder schlafen sieht“ (Freud, 1905c: 209). Gelacht wird hier darüber, dass das Mädchen bei seiner ‚Schöpfung‘ den für Erwachsene offensichtlichen Zusammenhang mit der sexuellen Zeugung völlig ignoriert.

Die väterliche Untersagung der Mutter im Ödipus, so der entscheidende Aspekt, realisiert sich folglich nicht durch ein konkretistisches Verbot. *Die Untersagung der Mutter erfolgt bereits auf der Sprachebene*. Infolge dessen kann das Sprechen, das auf den Umweg der Metaphorisierung verwiesen ist, das Objekt nicht mehr im Sinne einer archaischen Symbolisierung besitzen. Das ‚Verbot‘ der Mutter realisiert sich folglich in der metaphorisierten Sprache als solcher. Lacan schematisiert diese väterliche Metapher wie folgt:

$$\left(\frac{P}{x}\right) M \sim \} + s$$

Das x unter dem Buchstaben P und dem Bruchstrich bezeichnet das prägenitale Subjekt. Im Idealfall wird dieses x von P (französisch Père) ersetzt: genauer gesagt: es wird auf dem Weg der Metaphernbildung substituiert. (Später wird Lacan hier den *Namen-des-Vaters* positionieren). Diese Ersetzung im Sinne der Bildung einer Metapher ist strukturell gleichbedeutend mit jener Bildung, die in jedem Witz, jeder Anspielung – oder auch einem Symptom – vor sich geht.

„Mit dieser Art flachgelegtem S [~] schreiben wir“, so Lacan, „die Verknüpfung der ödipalen Metapher [nämlich P über x im Verhältnis zu M] mit der für jedweden Objektbegriff wesentlichen Phase ein, die durch jenes umgedrehte C konstituiert wird, das die Sichel des Kastrationskomplexes repräsentiert, plus die Bedeutung s, d.h. das, worin das Sein sich wieder findet und wo das x [der prägenitalen Phase] seine Auflösung findet“ (Lacan 1994: 379).

Diese technokratisch klingende Erklärung erhellt sich, wenn man daran erinnert, dass die Angst jedesmal dann entsteht, „wenn das Subjekt von seiner *Existenz abgetrennt wird*“ (Lacan 2003: 268). Diese Abtrennung ereignet sich bei jeder Bildung einer Metapher – weil dabei die Kette der Signifikanten für einen Moment zerreißt. Dies illustriert Lacan am Beispiel einer Zeile aus dem Gedicht „Der schlafende Boas“ von Victor Hugo aus dem Jahr 1855. Die in der Lacan-Literatur häufig zitierte Zeile lautet: „Seine Garbe war nicht geizig noch von Hass erfüllt“.

Verständlich wird diese Gedichtzeile erst im Kontext der alttestamentarischen Geschichte um Rut, die Hugo mit diesem Gedicht poetisch paraphrasiert. Es geht um einen Greis namens Boas, der die junge Migrantin namens Rut, die aus dem verhassten Volk der Moabiter stammt, freundlich aufnimmt. Er ist also nicht hasserfüllt. Er lässt sie obendrein auf seinem bereits abgeernteten Feldern die liegen gebliebenen Stoppeln aufsammeln: Boas ist also auch nicht geizig.

Die Pointe besteht aber darin, dass es in der Gedichtzeile eben *nicht Boas ist*, der nicht geizig und nicht hasserfüllt ist, sondern „seine Garbe“. Was bedeutet das? In diesem alttestamentarischen Buch Rut geht es darum, dass Rut von Boas schwanger – und der alte Mann so zum Urgroßvater von König David wird. Es geht folglich um die Geschlechterlinie zwischen Abraham und dem Messias: also um die Ordnung des Symbolischen schlechthin. Entscheidend dabei ist, dass die geschlechtliche Zeugung und die Bildung einer Metapher sich als zwei Seiten einer Medaille erweisen. In diesem Sinn hebt Lacan hervor, dass der Ausdruck „seine Garbe“ scheinbar nur eine metonymische Verschiebung des Penis von Boas ist.

Indem aber der Ausdruck „seine Garbe“ sich dem Namen Boas substituiert, entsteht etwas, was bei einer bloßen Verschiebung allein absolut unmöglich wäre. Wörtlich genommen, bleibt der Satz „Seine Garbe ist nicht geizig noch von Hass erfüllt“ für sich allein genommen völlig sinnlos. Seine frivole Bedeutung erhält er einzig und allein durch die Entstehung der Assoziation der Vaterschaft – die es zuvor in dieser Notierung nirgends gab. Auf diese Weise verdichtet die Zeile folglich die sexuelle Zeugung mit der metaphorischen Substitution. „Genau da“, so Lacan, „nimmt die Garbe [den Platz von Boas] ein, und genau da annulliert sie ihn buchstäblich für einen Augenblick“. Nicht zufällig fügt Lacan hinzu: „Wir finden hier das Schema des Symbols wieder, insofern es der Tod der Sache ist“ (Lacan 2003: 444).

Was Lacan hier zum Ausdruck bringt, ist, dass Vaterschaft eben nicht allein durch dieses verstiegene Gedicht von Victor Hugo metaphorisiert werden kann. Im Gegenteil. Er deutet an, dass *jede Metapher virtuell eine Vatermetapher ist*. Wenn der Name Boas durch den Ausdruck „seine Garbe“ ersetzt wird und in diesem Augenblick verschwindet, dann geschieht etwas, was sich nicht allein auf die poetische Umschreibung in Victor Hugos Gedicht bezieht. Wie Lacan später in seinem Angstseminar hervorhebt, entspricht das Abschwellen des männlichen Organs im sexuellen Akt einer symbolischen Kastration. Das Subjekt als ganzes schwindet dabei vorübergehend. Dass dies nicht von jenem vertragen wird, zeigt das Fallbeispiel von Michael Turnheim.

Die Angst, die beim kleinen Hans durch diese stagnierende metaphorische Substitution frei wird, entspricht im Normalfall einer Durchgangsphase. Wie bei Initiationsriten findet das kastrierte Subjekt gemäß der Formel der Vatermetapher sein Sein wieder in jenem klein s des Signifikats. Diese metaphorische Substitution ist beim kleinen Hans defizitär. Weil aber der Vater des kleinen Hans die Transformation des Sprechens nicht initiiert, richtet sich im phobischen Objekt eine Art von provisorischer Pseudo-Metapher ein. Diese schematisiert Lacan mit folgender Formel:

$$\left(\frac{'I}{M + \varphi + \alpha} \right)$$

In dieser Formel, so Lacan, „spielt das Objekt der Phobie dieselbe metaphorische Rolle wie die, die ich Ihnen mittels jenes Bildes zu illustrieren versucht habe: *Seine Garbe war nicht geizig, noch von Haß erfüllt* (399 frz).“ Unter dem Bruchstrich notiert Lacan M (für die Mutter des kleinen Hans), φ (den nicht negatierten, imaginären Phallus). Und der Buchstabe α steht für jene imaginären Kinder, die, wie die Schwester des kleinen Hans, nicht sexuell gezeugt wurden, weil sie ‚immer schon‘ da waren. Was unterhalb des Bruchstrichs steht, muss, so Lacan, metaphorisiert werden. Hans steckt aber, wie Lacan ausführt, in einer Sackgasse, die von der Gestalt einer Metonymie ist. Das heißt so viel wie: alles ist tautologisch und zirkulär. Warum? Der kleine Hans „kommt aus [der Sackgasse] nicht heraus, weil es keinen Vater gibt, weil es nichts gibt, womit er seine Beziehung zur Mutter *metaphorisieren* könnte“ (frz: 379f.).

Aus diesem Grund wird die Funktion $(m + \varphi + \alpha)$ in ein metaphorisierendes Substitutionsverhältnis gesetzt. Oben, wo in der Formel 'I notiert ist, müsste eigentlich der symbolische Vater positioniert sein, also jener *Name-des-Vaters*, der die Möglichkeit der Substituierung überhaupt erst ins Werk setzt. Lacan bezeichnet diesen symbolischen Vater als „das Reale im Symbolischen“ (Lacan 1994: 210). An seine Position tritt jenes Pferd, das beißt, umfällt und dabei Krawall macht. 'I steht aber nicht nur für das väterliche Beißen. Die Operation, die mit dem phobischen Objekt gegeben ist, fungiert als „erster Kristall einer organisierten Kristallisation zwischen dem Symbolischen und dem Realen“ (1994: 381). Die Pferde, so Lacan, „kommen aus der Angst, aber was sie tragen, ist die Furcht“.

Der Angstaffekt, so der Grundgedanke, ist verbunden mit einem purifizierten, ‚inzestuösen‘ Symbolischen, das nicht vom Vater gesteppt bzw. gebarrt oder metaphorisiert wurde. Der Trieb, so Lacans Lesart, ist nichts Körperliches, das später zusätzlich symbolisiert würde; der Trieb realisiert sich in der Sprache. Dabei vertritt das 'I der Drohung des Beißens provisorisch jenen *Namen-des-Vaters*, der sich in der Metaphernformel dem maßlosen Begehren der Mutter substituiert. Das Besondere an der Drohung des Beißens ist, dass 'I nur ein Provisorium der Vatermetapher darstellt. Was im Idealfall nur eine angstbesetzte Durchgangsphase ist (etwa wie bei Initiationsriten oder einer Mutprobe), wiederholt sich beim

kleinen Hans in einem angsterfüllten Stillstand. „Die Angst“, so Lacan, „korreliert dem Moment, in dem das [werdende] Subjekt [des kleinen Hans] suspendiert ist zwischen einem Zeitmetrum, in dem es nicht mehr weiß, wo es ist, und einem Zeitmetrum, in dem es etwas sein wird, in dem es sich nie mehr zurechtfinden kann. Das genau ist sie, die Angst“ (1994: 226). Das heißt, dass die von der Erektion ausgelöste Angst sich für den kleinen Hans nicht „real vollendet“ (Das entspricht Lacans Definition des Orgasmus; ich komme darauf zurück).

Genau diese Überlegung zu einer ‚provisorischen Quasi-Metaphorisierung‘ greift Lacan wieder auf, wenn er im Angstseminar den Übergang zwischen dem sogenannten mythischen Subjekt des Genießens und dem Begehren konzeptionell verallgemeinert. An die Stelle des beißenden Pferdes *I* rückt aber nun das Objekt klein *a*:

a
S

„Was heißt das?“ fragt Lacan im Angstseminar. Ich „könnte [...] suggerieren, dass [klein] *a* alsdann die Funktion einer Metapher für das [mythische] Subjekt des Genießens einnimmt. Die wäre [aber] nur dann richtig, wenn [dieses klein *a*] an einen Signifikanten assimilierbar wäre. Nun ist es aber gerade das, was jeder Assimilierung an die Funktion des Signifikanten widersteht...“ (Lacan 2010: 218). Dieses ominöse Etwas, das die Bewegung der Kette der Signifikanten überhaupt erst strukturiert, sich aber selbst der Assimilierung an die Funktion des Signifikanten widersetzt – das ist jenes Objekt klein *a*, das im Angstseminar eine Schlüsselrolle einnimmt.

Um diese Schlüsselrolle zu erhellen machen, muss verdeutlicht werden, inwiefern dieses Objekt ein dem Symbolischen entzogener Nukleus ist, der mit der hier erläuterten Metapher des Subjekts zusammenhängt. Bei der Genese dieses Subjekts nimmt die Angst eine „mittlere Position“ ein, die, so betont Lacan, „keine Vermittlung“ sei. Die Genese des Subjekts ist konflikthaft; und sie ist niemals vollkommen abgeschlossen. Subjektivität ist nichts Statisches wie ein Rechtstitel. Sie entspricht einer unablässigen Herausforderung. Angst entspricht sozusagen dem Rohöl, das qua Symbolisierung (Kastration) in sexuelles Begehren umgewandelt bzw. ‚raffiniert‘ werden soll. Dieser Grundkonflikt ist aber niemals abgeschlossen; er entspricht einem dynamischen Prozess. Lacan weist darauf hin, dass derjenige, der eine Phobie hat, im Sinne des Begehrens „auf Reserve fährt“: „Ich gehe so weit zu sagen, dass die Phobie das Lichtsignal [bzw. die Warnlampe] ist, das erscheint, um Sie zu warnen, dass Sie auf der Reserve der Libido fahren“ (Lacan 2008a: 477).

Das Angstseminar erschließt sich ein Stückweit im Hinblick auf klinische Strukturen, die Lacan anführt, um die Verwobenheit der Angst mit Formen von psychoanalytischen Akten hervorzuheben, bei denen jeweils das Symbolische bzw. die Bildlichkeit der Rede eine Schlüsselfunktion einnehmen. Lacan arbeitet sich ab an einer Reihe klinischer Strukturen, bei denen – ähnlich wie der der ‚Pseudometapher‘ des Beißens beim kleinen Hans – die Angstentwicklung mit einer rhetorischen Figur verknüpft wird. An die Stelle der Subjektgenese, die beim kleinen Hans stagnierte, treten nun charakteristische Formen von Symptomen. Um Lacans Vorgehensweise zu erhellen, verweise ich auf eine Tabelle, die er in Anlehnung als Freuds Begriffskette „Hemmung, Symptom und Angst“ entwirft:

Schwierigkeit	→		
Bewegung	Hemmung	Hinderung	Verlegenheit
↓	Gefühlsbewegung	Symptom	passage à l'acte
	Aufruhr	acting out	Angst

Anknüpfend an den Titel von Freuds Aufsatz, verbildlicht Lacan mit dieser Tabelle zwei Steigerungsformen. Ausgehend von der Hemmung, gibt es Steigerungen des

Schwierigkeitsgrades und der Intensität der Abfuhrbewegungen. In diesem Schema haben das *Acting out* (bzw. das „Agieren“) und der *Passage à l'acte* (etwa der Suizid) die größte Nähe zur Angst. Diese beiden klinischen Formen sind nicht zufällig auch durch spezifische *Spracheffekte* strukturiert, die jener Metaphernbildung nahe stehen, um die es in jenem Schlüsselmoment der Angstentwicklung beim kleinen Hans ging.

Das *Acting out* illustriert Lacan wiederholt am Beispiel einer problematischen Deutung, die der Analytiker Ernst Kris einem Patienten gab, der Angst davor hatte, als ein Plagiator zu gelten. Kris überprüft dessen universitäre Schriften und findet keinen Anhaltspunkt für diese Selbstbezeichnung. Freimütig teilte er dem Patienten mit, er sei kein Plagiator und müsse sich keine Sorgen machen. Worauf der Patient in der kommenden Sitzung erwähnt, auf dem Herweg habe er auf der Karte eines Restaurants seine Leibspeise erblickt, nämlich „frisches Hirn“.

Lacan hebt hervor, dass diese Äußerung ein *Acting out* darstellt: eine an den Analytiker gerichtete Botschaft. Durch seine Intervention, der Patient habe keinen Grund zur Sorge, ein Plagiator zu sein, habe Ernst Kris dem Patienten die Grundlage seines Symptoms entzogen. Um die damit einhergehende Angstentwicklung zu verhindern, reproduziert der Patient die Struktur seines Symptoms – und zwar indem er dem Analytiker durch die Mitteilung des Namens der Leibspeise das Plagiat im *übertragenen Sinn* vorführt. In dem Sinn, in dem das Symptom eine Metapher ist, symbolisiert er dem Analytiker: Schau her: ich plagiiere sogar *hier und jetzt*, vor deinen Augen. Doch dieses Symptom kann der Patient nur zwischen den Zeilen formulieren.

Eine ähnlich rhetorische Struktur weist auch das häufig kommentierte Beispiel eines *Passage à l'acte* auf. Als die junge Homosexuelle mit ihrer Geliebten demonstrativ an jenem Ort flaniert, an dem sie ein Treffen mit jenem Vater provozieren konnte, der ihren Umgang mit besagter Lebedame missbilligt, wirft dieser ihr bei einem Zusammentreffen einen bitterbösen Blick zu. Der Blick löst etwas aus. Die junge Homosexuelle stürzt sich in einen tiefen Bahngraben. Diesen Selbstmordversuch kommentierte Freud als wörtlich genommenes „Niederkommen“ (1920a: 290). Sie wolle, so Lacan, im Realen das Kind doch noch bekommen, das der Vater ihr durch seinen bösen Blick verweigerte.

Passage à l'acte und *Acting out* bilden somit zwei Extremformen einer bildlichen Rede. Die Bildung der Metapher stagniert in ähnlicher Weise wie beim kleinen Hans. Der Selbstmordversuch der jungen Homosexuellen entspricht gleichsam einer im realen stattfindenden Metaphorisierung des vom Vater gewünschten Phallus. Das *Acting out* klagt ein, dass jenes Symptom, das der Analytiker durch seine Intervention zerredet, den Patienten vor der Angst schützt.

Ich gebe ein Zwischenfazit: Jene rhetorische Struktur, die Lacan mit der Formel für die Metapher schematisiert, ist für die Genese des Subjekts grundlegend. Beim kleinen Hans stagniert diese Genese. Die Furcht vor dem Pferd erwies sich als Versuch, die Subjektgenese doch noch zu vollziehen. Der Blick auf das *Acting out* und den *Passage à l'acte* zeigt, dass sich bei bestimmten Symptomen jenes Defizit wiederholt, das sich beim kleinen Hans zeigte.

Bei der im Symptom sich wiederholenden Subjektgenese müssen zwei Vorgänge hervorgehoben werden. Es geht jeweils um das Abspalten eines Objekts – und das vice versa sich dabei bildende Subjekt. Das Subjekt situiert sich gemäß Lacans Definition in der Lücke zwischen zwei Signifikanten. In meinem Buch von 2014 habe ich gezeigt, dass diese Lücke auch der Differenz zwischen wörtlicher und übertragener Bedeutung bei der Metaphernbildung entspricht. Die Differenz zwischen wörtlicher und übertragener Bedeutung entspricht ebenso der Spaltung zwischen Aussage und Aussagevorgang.

Das Objekt besteht nun in der Abspaltung eines nicht assimilierbaren Kerns, der sich jener steten Wiederholungsstruktur des Symbolischen widersetzt, die Lacan als Begehren bezeichnet. Diese Abspaltung des Objekts klein *a* situiert Lacan im Angstseminar in fünf

verschiedenen Registern. Neben der genitalen Thematik des Phallus, die ich beim kleinen Hans untersucht habe – und auf die ich später bei der Thematisierung des Zusammenhangs zwischen Angst und Orgasmus zurück komme – dekliniert Lacan das Objekt klein *a* im Hinblick auf die *Brust*, die *Analität*, den *Blick* und die *Stimme* durch.

Objekt *a* als Brust

Zunächst zum Objekt *a* als Brust: Mehrfach bezieht Lacan sich auf einen paradoxen Gedanken Freuds, gemäß dem das Kind saugt – und zwar an der real existierenden mütterlichen Brust; doch diese Brust ist für das saugende Kind nicht ‚existierend‘; denn aus der Perspektive des Kindes wird sie nicht vom mütterlichen Körper abgelöst. Das Saugen ist folglich zunächst autoerotisch. „Die autoerotischen Triebe“, so Freud, „sind aber uranfänglich. Es muss also irgendetwas zum Autoerotismus hinzukommen, eine neue psychische Aktion, um den Narzissmus zu gestalten“ (ebd.). Diesen Gedanken greift Lacan im Angstseminar auf. Der „tiefste Sinn, der dem Begriff des Autoerotismus zu geben ist“, so Lacan, ist, dass man „seiner selbst radikal ermangelt. Nicht der Außenwelt ermangelt man [...] sondern seiner selbst“ (120).

Das von Lacan häufig angeführte Augustinus-Beispiel des neidischen „Milchbruders“ illustriert, wie die Wahrnehmung des spiegelbildlichen Kindes, das an der Mutterbrust saugt, aus der Sicht des neidisch blickenden Kindes in ein und demselben Moment dazu führt, dass das begehrte ‚Objekt‘ überhaupt erst als solches zu *existieren* beginnt: und zwar *als Verlorenes*, weil nämlich das andere Kind die Brust besitzt. In diesem mythischen Moment ereignet sich die Abspaltung des Objekts klein *a* – und vice versa bildet sich jenes Selbst des Kindes, das aus dem Autoerotismus herauskatapultiert wird. Das Objekt als Verlorenes wird zu jener Markierung, die jene Quasi-Metaphorisierung strukturiert, die beim kleinen Hans das Beißen darstellt und die Lacan später als klein *a* über *S* notiert.

Objekt *a* als Kothaufen

Bei der Abtrennung des analen Objekts geht es um die Funktion der Gabe (und den daran anknüpfenden Gabentausch, sprich: die gesamte Ökonomie). Indem das Kind seine Fäzes loslässt und dem Anderen schenkt, erlangt es erstmals eine Kontrolle über den Anspruch dieses erwachsenen Anderen (Beim kleinen Hans hat sich diese Phase als defizitär gezeigt). Lacan gibt ein instruktives Beispiel. Er erinnert daran, dass der Wolfsmann in jenem Moment in dem er als Zeuge des elterlichen Koitus mit der Kastration – und so mit der Angst – konfrontiert wird, einen Kothaufen absondert. Auch hier erleben wir die Genese des kindlichen Subjekts, das sich herausbildet, indem es sich von seinem Objekt trennt.

Objekt *a* als Phallus: Orgasmus als real vollendete Angst

Die dritte Form des Objekts klein *a* in ihrem Bezug zur Kastration habe ich bereits im Hinblick auf den kleinen Hans thematisiert. Weil er die Beziehung zur Mutter nicht metaphorisieren kann, wird seine Angst *nicht real vollendet*. Wie eine Angst sich „real vollendet“, habe ich bereits im Hinblick auf Lacans Definition des Orgasmus erwähnt. Diese Definition greift zurück auf die Anfänge der Psychoanalyse bei Freud. Ein Schlüsselphänomen ist eine seinerzeit gängige Praxis, bei welcher der sexuelle Akt in der Tat nicht „real vollendet“ werden darf: gemeint ist die Verhütungsmethode durch *Coitus interruptus*: „Anlass zur Angstempfindung beim Coitus interruptus“ so Freud, „könnte zweierlei geben: bei der Frau die Befürchtung gravid zu werden, beim Mann die Sorge, das Kunststück zu verfehlen“ (Freud 1986: 72).

Der eigentliche Grund für die Angsterregung liegt aber ganz und gar nicht in den von Freud hervorgehobenen Befürchtungen. Diese beiden Erklärungen sind nämlich an ganz konkrete Vorstellungen geknüpft. Die Angst, so wie Freud sie in der zweiten Angsttheorie konkretisiert, ist jedoch *objektlos*. Diese Objektlosigkeit hängt zusammen mit dem Symbolischen. Das möchte ich nun vertiefen.

Gemäß seiner ersten Angsttheorie kommt Freud zu dem Schluss, bei der Angstentwicklung „handele [es] sich um eine physische Anhäufung von Erregung, also *Anhäufung physischer sexueller Spannung*“ (ebd.: 73, Hervorhebung: S.F.). Im Grunde genommen wäre die Psychoanalyse hier gar nicht mehr zuständig, denn die Physiologie fällt aus dem Bereich des Seelenlebens heraus. Doch die Beobachtung, Angstempfindung sei das Ergebnis aufgestauter „*physischer sexueller Spannung*“, hat eine aufschlussreiche Parallele zur Auffassung der Hysterie: „Die Anhäufung“, so Freud weiter, „ist Folge veränderter Abfuhr, es ist also die Angstneurose eine Stauungsneurose wie die Hysterie, daher die Ähnlichkeit.“ Freud macht eine wichtige Ergänzung: „Da die Angst gar nicht in dem Angehäuftem [selbst] enthalten ist, so drückt man die Tatsache auch so aus, die *Angst* ist durch *Verwandlung* aus der angehäuften sexuellen Spannung hervorgegangen“ (ebd.).

Angst ist demnach verwandelte sexuelle Spannung. Diese Verwandlung, so möchte ich zeigen, ist es, die den Angsteffekt als etwas Sprachliches lesbar macht. Freud hebt nämlich hervor, dass diese Verwandlung von aufgestauter Sexualspannung in Angst demselben Mechanismus entspricht, den er schon bei der *hysterischen Konversion* beobachtete. In meinem Buch von 2014 habe ich dargelegt, dass die hysterische Konversion einen psychischen Vorgang ins Somatische „konvertiert“ – wobei aber dieses Somatische nur *gleichsam somatisch* ist. Exemplarisch zeigt sich dies mit Blick auf die Symptome von Freuds „Lehrerin“, Cäcilie M. alias Anna von Lieben. Diese leidet u.a. an einer Gesichtsneuralgie. Ratlose Ärzte ziehen ihr erfolglos mehrere Zähne. Erst als Cäcilie sich daran erinnert, dass sie eine Kränkung seitens ihres Mannes „wie einen Schlag ins Gesicht“ empfunden habe, verschwanden die leibhaftigen Schmerzen augenblicklich.

Der Schmerz, so die Pointe, wird bei der Konversion leibhaftig empfunden – ist dabei aber nur gleichsam physiologisch. Tatsächlich dient er dazu, eine traumatische Erinnerung im Sinne eines simulierten Zeichens gleichsam ‚pantomimisch‘ darzustellen – und auf diese Art gleichzeitig vor dem Bewusstsein zu verbergen. Der Vorgang der Verdrängung wird so überhaupt erst vorstellbar. Diese verdrängende Funktion wird dadurch erfüllt, dass die der ‚Tarnung‘ dienende somatische Empfindung als Zeichenfunktion dienstbar gemacht wird. Wie Freud darlegt, konserviert der real empfundene Schmerz in Form eines Wortspiels eine traumatische Erinnerung. Auf diesem Wege leitet die hysterische Konversion eine traumatische Erinnerung nur gleichsam ins Somatische ab. Der empfundene Schmerz wird zweckentfremdet für das improvisierte Alphabet der Symptome.

Freud betonte nun ausdrücklich die Parallele zwischen dieser hysterischen Konversion und der Angst. So beschreibt er beispielsweise Begleiterscheinungen des Angstanfalls wie Dyspnoe (Kurzatmigkeit) und Herzklopfen. „Es ist“, so Freud, „wieder eine Art von Konversion bei der Angstneurose wie bei der Hysterie (wieder die Ähnlichkeit); nur ist es bei Hysterie physische Erregung, die einen falschen Weg geht, ausschließlich ins Somatische, hier [bei der Angst] ist es physische Spannung, die nicht ins Psychische gehen kann und daher auf physischem Weg bleibt“ (ebd.: 76).

Was also ist dieser ‚physische Weg‘? Wenn die hysterische Konversion einen Schmerz ‚benutzt‘, um eine unangenehme Botschaft in entstellter Form zum Ausdruck zu bringen: worin besteht dann die Konversion bei der Angst? Um diese Verbindung zu erhellen, hebe ich einen Schlüsselsatz hervor, den Freud später in seiner Vorlesung über die Angst formuliert: „Die Angst“, heißt es dort, „ist die *allgemein gangbare Münze*, gegen welche alle Affektregungen eingetauscht werden oder werden können, wenn der dazugehörige Vorstellungsinhalt der Verdrängung unterlegen ist“ (1916/17: 419). Diesen Satz und seine

Verwurzelung in der ersten Angsttheorie Freuds hat Lacan offenbar im Hinterkopf, wenn er erklärt, dass es „am Grunde des realisierten Orgasmus etwas gibt, das ich die mit der Angst verbundene Gewissheit genannt habe“ (15.5.1963). Verständlicher wird damit auch die kryptische Bestimmung, wonach die Angst „zwischen dem Subjekt und dem [großen] Anderen eine [...] *absolute Kommunikationsweise* ist...“ (Lacan 2010: 148). Um diese rätselhafte Verknüpfung zwischen der Angst und dem Symbolischen vorstellbar zu machen, verweise ich auf eine schillernde Szene, die Lacan mehrfach anführt:

Exkurs: Die Gottesanbeterin

Die Mutter des kleinen Hans, die im Zuge eines Defizits in der Elternbeziehung als Monster phantasiert wird, das ihren Sohn zu verschlingen droht, wird von Lacan später ersetzt durch die Figur einer archaischen Bedrohung:

„Stellen Sie sich vor“, so Lacan in der 16. Sitzung des Identifizierungsseminars vom 4. April 1962, „ich befinde mich in einem geschlossenen Käfig, allein mit einer Gottesanbeterin von 3 m Größe. Das ist die richtige Größe dafür, dass ich dann die Größe einer männlichen Gottesanbeterin habe; darüber hinaus bin ich noch bedeckt mit der Haut dieser Gottesanbeterin und etwa 1,75 m groß. Ich stelle mich mir im Spiegelbild vor: mein solchermaßen ausgestattetes Bild im Facettenauge der genannten Gottesanbeterin. Spüre ich da Angst? Es kommt dem schon recht nahe!“ (4.4.1962).

In dieser schillernden Allegorie, die Lacan aus Maurice Blanchots berühmten Roman „Thomas der Dunkle“ aus dem Jahr 1941 entnimmt, geht es nicht allein darum, dass die weibliche Gottesanbeterin das Männchen im Zuge der Paarung auffrisst. Es geht auch nicht nur darum, dass in diesem Szenario das Subjekt im Facettenauge der Gottesanbeterin nur zerstückelt widergespiegelt wird. Worum es geht, zeigt ein Blick in Blanchots Roman. Der Autor beschreibt die phantasmatisch überhöhte Szene einer *Lektüre*. Und zwar einer Lektüre, die so intensiv wird, dass die Grenzen verschwimmen. Mit literarischem Geschick evoziert Blanchot so eine Szene, in der der Protagonist Thomas ein Buch verschlingt. Dabei wird zunehmend ununterscheidbar, ob er nun das Buch – oder das Buch ihn verschlingt. Während diese beiden Lesarten einander durchdringen, ist zwischen den Zeilen die Gottesanbeterin anwesend – und mit ihr die beunruhigende Vision eines archaischen Sexualaktes, dessen Angstbesetzung aus der Lektüre selbst hervorgeht. Diese luzide Verdichtung zwischen einer Lektüre – dem Inbegriff des Symbolischen – mit einem angsterfüllten sexuellen Akt hat Lacan fasziniert. Diese Szene, die er erneut am Beginn seines Angstseminars zitiert, verdeutlicht, inwiefern die Lektüre bzw. das Symbolische mit dem Sexuellen und der Angst zu einem motivischen Knoten verwoben sind.

Um diesen Knoten zu beschreiben, möchte ich kurz auf Sören Kierkegaard eingehen. Der Philosoph interpretiert die Angst als eine stete Nachwirkung dessen, was in christlicher Theologie als „Ersünde“ gilt. Hier werden Parallelen zum kleinen Hans sichtbar. Ähnlich wie beim kleinen Hans, den die ersten genitalen Regungen in einen Konflikt stürzen, brachte bekanntlich der biblische Sündenfall das Sexuelle als solches überhaupt erst in die Welt – und mit ihm die in der Zeitlichkeit wurzelnde Endlichkeit. Das erlangte Wissen darum, was gut und böse ist, ist von Beginn an eine Erscheinungsweise des Sexuellen. „Das Sexuelle“, so Kierkegaards luzide Formulierung, „das Sexuelle ist Ausdruck jenes ungeheuren Widerspruchs, dass der unsterbliche Geist als *genus* (Geschlecht) bestimmt wird“ (Kierkegaard 1844: 73). Der „unsterbliche Geist“, von dem der Philosoph spricht, ist eine theologische Bezeichnung dessen, woran das einzelne Individuum teilhat, indem es die Sprache bewohnt. Kierkegaard macht damit indirekt deutlich, dass das Symbolische kein neutrales Werkzeug ist; das Symbolische ist von seiner Verfasstheit her als sexuell strukturiert aufzufassen. Und dass man von der Sprache wie von einer Gottesanbeterin verschlungen wird, entspricht der Natur des Symbolischen, wenn man es, wie Blanchot, zu Ende denkt.

Objekt *a* als Stimme

Die letzten beiden Formen des Objekts klein *a* betreffen das Objekt als *Blick* und das Objekt als *Stimme*. Das letztere Objekt der Stimme wollte Lacan eigentlich im nicht gehaltenen Seminar über die Vaterproblematik thematisieren. Dieses Projekt deutet er am Ende des Angstseminars an. Ich fasse seine Skizzen zusammen.

Damit der *Name-des-Vaters* auch der Vater aller Namen sein kann, muss er vom Korpus der Signifikanten auf strukturell ähnliche Weise abgetrennt sein wie die Brust (die vom mütterlichen Körper abgelöst wird), der Kothaufen (der als Gabe abgetreten wird) und auch der Phallus, dessen legitimer Gebrauch erst durch die Kastration ermöglicht wird. Um diese Abtrennung geht es, wenn Lacan die *Stimme* hervorhebt. Die Stimme verkörpert „die Andersheit dessen, was sich [hier und jetzt] *sagt*“ (5.6.63). Aus diesem Grund erscheint uns unsere eigene Stimme, wenn wir sie auf Tonband hören, seltsam fremd. Worum es hier geht, ist das, was Freud andeutete, als er sagte, das Überich könne „seine Herkunft aus Gehörtem unmöglich verleugnen“ (319). Was Lacan mit Bezug auf einen Text von Theodor Reik zu fassen versucht, ist, dass das Widderhorn (das Schofar), von dem in der Bibel die Rede ist, jeweils in besonderen Momenten ertönt. Einer dieser Momente ist die Exkommunikation von Spinoza im Jahr 1656. Meist geht es aber um Rituale, bei denen das jüdische Volk sich jeweils versammelt. Diese Versammlungen dienen dazu, sich an den Bund mit Gott zu erinnern und ihn rituell zu erneuern. Einer dieser Riten hat zu tun mit dem biblischen Abraham, der wie befohlen seinen Sohn für Gott opfern will, vom Engel jedoch zurückgehalten wird. Anstelle des Sohnes wird der Widder getötet. Dessen Todesschrei wird rituell ersetzt vom Ertönen des Schofars, dem Widerhorn.

Trotz seiner methodischen Schwächen hebt Lacan an Reiks Aufsatz dessen Deutung hervor, wonach das Schofar der Stimme Gottes entspricht. Er wird diese Deutung jedoch anders begründen. Beim Ertönen dieser Stimme, so Lacan, geht es darum, dass der Signifikant *nicht artikuliert bzw. gegliedert*, sondern ursprünglich „ausgestoßen und verstimmlicht wird“ (22.5.63). Diese Differenz zwischen Gliederung und Ausstoßung möchte ich vertiefen.

Mit Bezug auf Ferdinand de Saussure (den er hier nicht direkt nennt) erklärt Lacan, der stimmlich geäußerte Laut erhalte seine Bedeutung im Grunde nur durch wechselseitige Bezüge im Rahmen eines – bereits etablierten – Systems differentieller Oppositionen. Beim Objekt *a* als Stimme geht es aber um jenen ausgeschlossenen ‚Urlaut‘, ohne den es dieses gesamte System differentieller Oppositionen nicht gäbe.

Um sich die paradoxe Beziehung zwischen diesem Urlaut und dem System der Laute vorzustellen, beziehe ich mich auf Jean-François Champollion. Bekanntlich hat er die Hieroglyphen auf dem berühmten Stein von Rosette übersetzt. Dadurch wurde die ägyptische Schrift, die über ein Jahrtausend hinweg vergessen worden war, wieder lesbar. Eine große Leistung der Kulturgeschichte. Auf diesem Stein von Rosette befinden sich ein ägyptischer Hieroglyphentext und unter anderem ein Text in griechischer *Buchstabenschrift* nebeneinander. Der Hieroglyphentext war vollkommen unverständlich, der andere lesbar. Wie also entzifferte Champollion den unbekannt Text?

Champollion sah, dass der entzifferbare griechische und der nicht entzifferbare ägyptische Text mehrfach die Königsnamen „Kleopatra“ und „Ptolemäus“ enthielt. Auf dem Stein von Rosette waren diese Königsnamen im Ägyptischen abgegrenzt durch eine Umrandung, die man als *Kartusche* bezeichnet. Man muss hier hinzufügen, dass man um 1800 herum die ägyptischen Schriftzeichen zwar nicht mehr lesen konnte. Doch die mit den Kartuschen hervorgehobenen Königsnamen waren bekannt. Nicht bekannt war indes, wie diese wenigen bekannten Hieroglyphen der Königsnamen mit der Mehrzahl der unbekannt Hieroglyphen in einem regelhaften Kontext stehen.

Champollion ging nun von jenem Prinzip aus, das auch Lacan betont: dass Eigennamen *keine Bedeutung haben*. Daraus folgt aber etwas sehr wichtiges: Bei der Übersetzung von einer Sprache in eine andere bleiben Eigennamen mit sich identisch. Das gilt auch für ihren Laut. Eigennamen sind mit sich selbst ebenso identisch wie der *einzig* Zug.

Champollions Geistesblitz bestand nun darin, den ägyptischen Originaltext mit der griechischen Übersetzung graphisch zu vergleichen. Er konnte folglich den Lautwert der griechisch geschriebenen Namen *Ptolemäus* und *Kleopatra* an der entsprechenden Stelle des ägyptischen Textes einsetzen – und zwar jeweils an den Stellen, die die Eigennamen Ptolemäus und Kleopatra mit einer Kartusche hervorhoben.

Da er diesen im Griechischen geschriebenen Lautwert mit einer bestimmten Hieroglyphe des Ägyptischen identifizieren konnte, die an vielen anderen Stellen des ägyptischen Textes permanent wiederkehrte, konnte er diesen Lautwert nun auch überall dort einsetzen, wo er in anderen Zusammenhängen vorkam. Dadurch haben sich die ‚Unbekannten‘ im ägyptischen Hieroglyphentext sukzessive reduziert. Wie bei einem Bilderrätsel ergaben sich auf diese Weise Rückschlüsse auf den Lautwert weiterer Hieroglyphen, deren Bedeutungen somit alle entschlüsselt werden konnten.

Bedeutung als textuelles Netzwerk, so die Pointe, ist nur möglich, weil sie um den *Kern jener Bedeutungslosigkeit* herum organisiert ist, die durch den *Eigennamen* gegeben ist. Der Eigennamen erfüllt daher die Funktion einer Ausnahme, die die Regel nicht ‚bestätigt‘, sondern erforderlich macht. Beziehen wir nun das Prinzip, das Champollion anwandte, nicht nur auf die Dechiffrierung einer *bereits existierenden Sprache*, sondern auf die mythische Entstehung der Sprache (bzw. des Symbolischen) schlechthin, so erraten wir, was Lacan in seinem Seminar über die *Namen-des-Vaters* sagen wollte.

Im Gegensatz zum Beispiel der Übersetzung von Champollion, wo der Stein von Rosette stumm blieb und der Laut des Eigennamens als Schrift rekonstruiert wurde, geht es beim Widderhorn um die Stimme Gottes selbst, die ertönt. Warum ist dieses Ertönen angsterregend? Das Objekt *a* als Stimme Gottes erzeugt Angst, weil, so Lacan, der Bund mit Gott, der in diesem Moment geschlossen wird, das Subjekt (ähnlich wie der kleine Hans im Zuge seiner ersten sexuellen Regungen) mit dem Begehren des großen Anderen konfrontiert. Wir stoßen hier also einmal mehr auf ein ausgeschlossenes Element, das die Kette in Gang setzt, ohne ein Glied dieser Kette zu sein.

Das Objekt *a* als Blick

Die Form des Objekts klein *a* als Blick entspricht einem Komplex, dem Lacan sich oft widmete. Es geht um den Zusammenhang zwischen Freuds Narzissmuskonzept mit dem Spiegelmodell und dem Unheimlichen. „Genauso wie ich das Unbewusste über den *Witz** angegangen bin, werde ich dieses Jahr die Angst über das *Unheimliche** angehen“ (Lacan 2010: 58), erklärt Lacan den Hörern des Angstseminars. Die Funktion des Blicks wurzelt in jenem Narzissmuskonzept, das Freud entwarf, um die Kernthematik des psychoanalytischen Denkens zu betonen, die durch C.G. Jungs Verwässerung in den Hintergrund zu treten schien. Dieses Konzept soll den psychoanalytischen Grundgedanken des Sexuellen mit der visuellen Bezugnahme auf den Nebenmenschen und die Realität schlechthin betonen.

In seinem Aufsatz von 1914 wird jedoch die Kastration – und damit das Prinzip der sexuellen Differenz – ausgeklammert. Dafür ist jene kurze Skizzierung der Narzissmus-Hypothese, die Freud schon 1910 im Leonardo-Aufsatz gab, um das Problem der Kastration herum angeordnet. Nicht zufällig führt Freud den Narzissmus ein im Hinblick auf jene homosexuelle Objektwahl, bei der (verkürzt gesprochen) die narzisstische Funktion in der Widerspiegelung des Penis besteht. Libidinös besetzt wird das homoerotische Objekt einzig und allein deswegen, weil die (verleugnete) Kastration hier auf eine im Spiegel nicht sichtbare Weise anwesend ist.

Es gibt also ‚etwas‘, das im Spiegel nicht sichtbar ist – und genau dadurch die libidinöse Funktion stützt. Dieses ominöse Etwas ist nicht die Kastration, sondern deren Spiegelung. Um diese Differenzierung konzeptionell fassbar zu machen, unterscheidet Lacan zwischen zwei Narzissmen. „Es gibt, in der Tat, zuerst einen Narzissmus, der sich auf das Körperbild bezieht“ (1953/54: 162). Und es gibt, so Lacan, einen „zweiten Narzissmus“ (ebd.: 163). Bei letzterem geht es um „die Identifizierung mit dem anderen“ (ebd.), bei der die sexuelle Differenz und die Kastration ins Spiel kommen. Um die zwei Aspekte der Spiegelphase zu differenzieren, führt er „ein kleines Schema“ ein, das „eine sehr einfache Bearbeitung dessen [ist] was ich Ihnen seit Jahren mit dem Spiegelstadium zu erklären versuche“ (ebd.: 162).

Um zu illustrieren, wie das Körperbild sich mit der libidinösen Komponente „vermischt“, bezieht er sich auf folgendes Schema, das von dem Toulouser Physiker Henri Bouasse stammt, das „Experiment vom umgekehrten Blumenstrauß“ (ebd.: 104):

Durch den Hohlspiegel wird ein auf diesem Schema angedeuteter Blumenstrauß, der sich hier am Punkt B befindet und den der Betrachter nicht sehen kann, weil er sich hinter dem Kasten S befindet, nach oben gespiegelt, also an den Punkt B’:

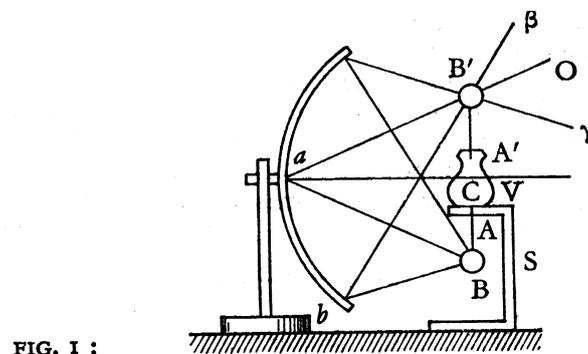
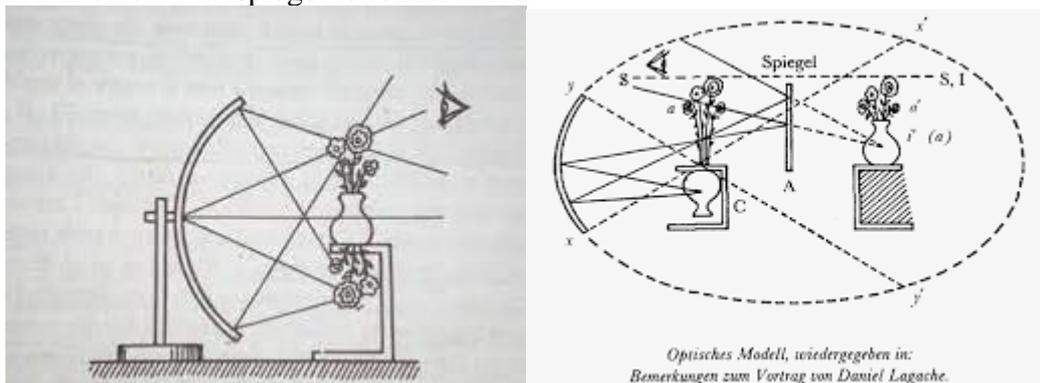


FIG. 1 :

Im nächsten Schritt werden Vase und Blumenstrauß vertauscht. Durch den Hohlspiegel entsteht hier auf diesem Schema das reelle Bild einer verborgenen Vase. Diese Vase wird so nach oben gespiegelt, dass es für den Betrachter so aussieht, als würde der physisch reale Blumenstrauß im reellen Bild der Vase stecken. Die Vase, die nun als reelles Bild wie eine Fata Morgana erscheint, entspricht nun dem Körperbild, wie es im Spiegelstadium entsteht. „Nun sagen wir, dass das Körperbild, wenn man es in unser Schema [des Hohlspiegels] einsetzt, wie eine imaginäre Vase ist, die den reellen Blumenstrauß enthält“ (Lacan 1978: 105). „Der Strauß“, so fügt Lacan nun hinzu, „das sind die Triebe und Begierden, die umherschweifenden Objekte des Begehrens“ (ebd.: 106). Vase und Blumenstrauß werden dabei übereinander geblendet: und zwar dadurch, dass das reelle Bild der Blumen in der Vase zusätzlich in einem Planspiegel reflektiert wird:

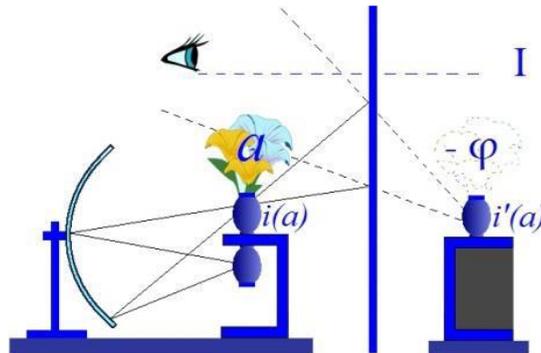


Optisches Modell, wiedergegeben in:
Bemerkungen zum Vortrag von Daniel Lagache.

Was dieses Schema, bei dem der Hohlspiegel und der plane Spiegel gemeinsam eingesetzt werden, fassbar machen soll, ist dass die Montage zwischen dem ganzheitlichen Körperbild und der in ihm situierten virtuellen Verortung der Kastration als Stütze des Libidinösen nicht als solche erkennbar ist. Wie Lacan später erklärt, symbolisiert die Vase den „narzisstischen Behälter der Libido“ (Lacan 2010: 112). Die Blumen metaphorisieren jenen Köder, jene strukturelle Leerstelle, die „herausgeschnitten aus dem Spiegelbild“ (ebd.: 55) ist. Dieser Aspekt knüpft an jene Überlegungen an, die Freuds Aufmerksamkeit zunächst auf den Narzissmus des Homosexuellen richtete. Das heißt, die Blumen im Experiment vom umgekehrten Blumenstrauß metaphorisieren die Nicht-Sichtbarkeit des Phallus im Spiegel.

Der Effekt des Unheimlichen, den Lacan nun heranzieht, um den Zusammenhang zwischen der Angst und dem Objekt klein a als Blick zu konzeptionalisieren, entsteht jeweils dann, wenn die Nicht-Sichtbarkeit des Phallus im Spiegel auf überraschende Weise sichtbar wird. Ich gebe ein plakatives Beispiel. Im britischen Spielfilm „The Crying Game“ von Neil Jordan verliebt sich der britische Soldat Fergus (Stephen Rea) in eine zierliche Frau namens Dill, die er in einer Bar für Homosexuelle kennen lernte. Erst in dem Moment, als er mit „ihr“ ins Bett geht, entdeckt er, dass an jenem phantasierten „Ort“ ihres Körpers, an dem er etwas Weibliches vermutet hatte, völlig unverhofft ein Penis zu sehen ist. Fergus ist schockiert, schlägt Dill und ergreift die Flucht.

Mit dem Unheimlichen würde man diese vulgäre Szene wohl nicht unmittelbar zusammenbringen. Sie verdeutlicht aber genau jene Definition, die Lacan vom Unheimlichen gibt: „Die Angst entsteht“, so Lacans Schlüsselbemerkung, „wenn ein Mechanismus etwas auf dem [rechten] Platz erscheinen lässt [...] der dem Platz entspricht, den, linke Seite, das [klein] a des Objekts des Begehrens einnimmt“ (ebd.: 58).



Auf diesem vereinfachten Schema befindet sich rechts das virtuelle Spiegelbild der Vase im Sinne des ganzheitlichen Körperschemas, Freuds Idealich. Das $-\varphi$ symbolisiert die nicht sichtbare Reserve der Libido. Lacan sagte, dass nicht die gesamte Libido ins Spiegelbild eingeht, es bleibt ein Rest – in Form des Phallus ($-\varphi$). Wenn nun, wie im Film „The Crying Game“, an dem Ort rechts, an dem das Liebesobjekt in seinem begehrliehen Glanz erstrahlt, der ordinäre Penis erscheint, dann wird es unheimlich; der Penis wird zum Objekt klein a .

Als ich dieses optische Schema aus dem Angstseminar kürzlich in Bregenz kommentiert habe, bin ich unversehens ins Stocken geraten. Ich habe bislang nicht gemerkt, dass das Modell nicht ganz stimmig ist. Die in gelb und blau gezeichneten Blumen auf der linken Seite, die das Objekt klein a repräsentieren, müssen durch die Spiegelung im senkrechten Planspiegel eigentlich immer erkennbar sein (also nicht nur beim Erscheinen des Unheimlichen). Die Unstimmigkeit dieses optischen Modells wird dadurch kaschiert, dass der gespiegelte Blumenstrauß rechts (wo er ($-\varphi$) repräsentiert, nur gestrichelt dargestellt wird. Um zu verstehen, wie das Unheimliche erscheint, muss man sich dieser Unstimmigkeit im Klaren sein.

Zudem erscheint das Beispiel „The Crying Game“ recht speziell. Es verbildlicht jedoch einen Mechanismus, der im literarischen (und filmischen) Genre des Unheimlichen häufig variiert wird. Lacan versucht nun eine Brücke zu schlagen zwischen einem im Narzissmus

wurzelnden libidinösen Konflikt und jenen Darstellungstechniken, die im Genre des Unheimlichen variiert werden. So betont er unter anderem den *bühnenartigen Charakter des Unheimlichen*. Er nennt das sich „Heben des (Kino-)Vorhangs“ (ebd.: 99) und das die ängstliche Erwartung schürende Ertönen eines Gongs. Dieser Charakter einer szenischen Aufführung zeigt sich auch im Traum des Wolfsmannes, in dem das plötzlich sich öffnende Fenster die Perspektive auf die unheimlichen Augen der blickenden Wölfe eröffnet.

Dieser *szenische Charakter* des Unheimlichen entspricht, so Lacan, einer „Einrahmung der Angst“ (Lacan 2010: 99). In diesem phantasmatischen Fensterrahmen erscheint etwas, das „in der Welt nicht gesagt werden kann“ (ebd.). Es kann nicht allgemein verständlich bewusst gemacht – aber szenisch gerahmt werden. Zwei Beispiele sollen dies illustrieren. In seinem Gedicht „Anna“ beschreibt der Spätromantiker Nikolaus Lenau eine junge Frau, die „den Verlust ihrer Schönheit durch Kindersegen fürchtet“ (Rank 1914: 113).

„Denn die Schönheit ihrer Mutter / Ist der Kinder liebster Fraß, / Ist der Kinder feinstes Futter; / Schöne Jungfrau, merk dir das!“

Diese schöne Frau ist eine Schwester im Geiste des Jünglings Dorian Gray aus Oskar Wildes berühmter Novelle. Wie er auch schließt auch Anna einen dämonischen *Pakt*, verlebt daraufhin sieben Ehejahre – bis ihr Gatte bemerkt, dass sie zwar nach wie vor schön ist – aber keinen Schatten wirft (ein häufig variiertes Motiv). Sie gesteht den Pakt, wird geläutert – und sieht vor ihrem Tod, „wie die Schatten ihrer sieben ungeborenen Kinder erscheinen“ (ebd.). In einem Hollywoodfilm bekämen wir nun Gänsehaut – obwohl wir dergleichen oft gesehen haben. Das Unheimliche entfaltet dennoch seine Wirkung. Und zwar deswegen, weil, wie Freud schreibt, „der Dichter [bzw. der Regisseur] uns selbst durch die Brille oder das Perspektiv des dämonischen Optikers“ in E.T.A. Hoffmanns *Sandmann* schauen lässt.

Wir ahnen mehr als dass wir es in Worte fassen könnten, dass die Schatten der ungeborenen Kinder zweierlei entsprechen. Zum einen entspricht der geisterhafte, halbtransparente Charakter der „sieben leichten Lichtgestalten“ dem, was Lacan mit seinem „umgekehrten Blumenstrauß“ schematisiert. Zum anderen entsprechen die Kinder der „symbolischen Gleichung Penis = Kind“ (Freud 1924d: 401; 1925j: 27). Die Frau in Lenaus Gedicht, die in ihrer Hybris den Kinderwunsch zurückweist, verleugnet damit jene Kastration, die sie dem *Begehren* anheim geben würde. Mit den schattenhaft erscheinenden Kindern kehrt etwas zurück, was zu dieser Anna selbst gehört: nämlich ihre eigene Schönheit – nur in abgespaltener, objekthafter Form.

Versuch eines Fazits:

In seiner frühen Auseinandersetzung mit der Angst deutet Lacan die Pferdephobie des kleinen Hans als Defizit der väterlichen Metapher. Deshalb kann er den imaginären Phallus nicht negativieren, ihn nicht zu einem abgetrennten (kastrierten) Objekt machen. Als Angst auslösend kennzeichnet Lacan jenen Schlüsselmoment, in dem der kleine Hans erstmals eine Erektion bekommt. Diese frühe genitale Regung ist jedoch in jene Spiegelbeziehung involviert, durch die das Kind mit seiner Mutter identifiziert ist. Das Spiegelstadium bezieht sich aber nicht allein auf die Visualität des Körperbildes, sondern ebenso auf die Art und Weise, wie das Kind die Sprache bewohnt. Entscheidend dabei ist, dass der Trieb, wie Freud ausführt, im Psychischen allein durch seine Repräsentanz vorhanden ist – also durch Sprache.

Da das Kind, wie Lacan in seinem Seminar über die Bildungen des Unbewussten ausführt, mit der Mutter durch die Spiegelbeziehung identifiziert ist, ist auch die sprachliche Triebrepräsentanz nicht auf seine physischen Körpergrenzen beschränkt. Das liegt daran, dass das Kind die Sprache nicht einfach wie ein Hammer benutzt, den der Handwerker dem Werkzeugkasten entnimmt und nach Gebrauch weglagt. Das Kind ‚besitzt‘ die Sprache nicht. Und deshalb wird es durch den Sprachgebrauch, mit dem es sich in seiner Welt orientiert, Teil

eines Prozesses, über das es keine Kontrolle hat. Entsprechend der narzisstischen Spiegelsymmetrie des Körperbildes gibt es eine Identität zwischen jener Sprache, mit der das Kind seine genitalen Triebregungen erfährt und jener damit identischen Sprache, die in der Mutter im Sinne des großen Anderen situiert ist. Aus diesem Grund kommt es zu Irritationen, die sich dadurch ausdrücken, dass das Kind beispielsweise das Pronomen „ich“ als seinen eigenen Namen missversteht – und überrascht ist, dass die Mutter diesen ‚Namen‘ gleichermaßen für sich beansprucht.

Bei der zweiten Behandlung dieser Thematik im Angstseminar ging es darum, „die Palette der Objektbeziehungen zu vervollständigen.“ Neben dem phallischen, dem oralen und dem analen Objekt fügt Lacan zwei Formen des Objekts hinzu, nämlich das Objekt als *Blick* und als *Stimme*. Wie fügen sich diese beiden Ansätze ineinander? Bei der Beantwortung beziehe ich mich auf einen skizzenartigen Hinweis von Gerome Taillandier. Er deutet an, dass der Penis des kleinen Hans deswegen real wird, weil er auf der Seite der Mutter erscheint. „Ist“, so fragt Taillandier, „dieses Schwellen nicht eher ein Hinweis auf eine Vervollständigung des Spiegelbildes am Ort von $-\phi$ denn etwas Reales?“ (Taillandier 1998: 17). M.a.W.: Das Programm, gemäß dem das Kind den mütterlichen Mangel mit sich selbst visuell kompensieren will, wird in dem Moment bedrohlich, in dem sein sich regender genitaler Trieb als etwas erfahren wird, was die Mutter als gefräßiger großer Anderer verschlingt. Die Dynamik des Verschlungenwerdens (also die Beschaffenheit der Angst) resultiert daher, dass die offene Ökonomie der Sprachstruktur die genitalen Regungen im Penis nicht begrenzen kann. Dieser Dambruch wäre gestoppt worden, wenn der Vater dem kleinen Hans die Kastration vermittelt hätte, wodurch der imaginäre Phallus (ϕ), den Hans als Ganzer verkörpert, negatiert – sprich: *metaphorisiert* worden wäre (zu $-\phi$). Die Metaphorisierung des Sprechens durch den Vater, so der entscheidende Aspekt der Logik des Signifikanten, führt zu einer auf der Sprachebene situierten Untersagung der Mutter – und zur gleichen Zeit zur Ausbildung einer stabilen Subjektposition, in der das Kind nicht mehr befürchten muss, von der Mutter wie von einer Gottesanbeterin verschlungen zu werden.

Manfred Riepe

Literatur:

- Freud, S. (1986): Briefe an Wilhelm Fließ, Frankfurt a.M.: Fischer
- (1910c): Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci, in G.W. 8
- (1926d): Hemmung, Symptom und Angst. GW, 14, 111-205
- Lacan, J. (1957b): Das Drängen des Buchstabens im Unbewussten oder die Vernunft seit Freud, in: *Schriften II*. Olten: Walter, 1975, 15-55
- Lacan, J. (1961-62): Le séminaire livre IX, L'Identification, Seminarmitschrift, übers. Von H.-P. Jäck
- (1978a [1953/53]): Das Seminar Buch I (1953/54). Freuds technische Schriften. Olten: Walter
- (1978b [1964a]): Das Seminar Buch XI. Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Weinheim-Berlin: Quadriga
- (1980 [1954/55]): Das Seminar Buch II. Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse. Olten: Walter
- (1986 [1972/73]): Das Seminar Buch XX. Encore. Weinheim-Berlin: Quadriga
- (1988): Radiophonie/Television. Weinheim-Berlin: Quadriga

- (1991): Le séminaire livre XVII. L'envers des la psychanalyse. Paris: Seul
- (1996 [1986]): Das Seminar Buch VII. Die Ethik der Psychoanalyse. Weinheim-Berlin: Quadriga
- (1997 [1981]): Das Seminar Buch III. Die Psychosen. Weinheim-Berlin: Quadriga
- (2003 [1994]): Das Seminar Buch IV. Die Objektbeziehung. Wien: Turia + Kant
- (2006a [1998]): Das Seminar Buch V. Die Bildungen des Unbewussten. Wien: Turia + Kant
- (2006b): Die Namen des Vaters. Wien: Turia + Kant
- (2008a [2001]): Das Seminar Buch VIII. Die Übertragung. Wien: Passagen
- (2008b): Der individuelle Mythos des Neurotikers. Oder: Dichtung und Wahrheit in der Neurose. Wien: Turia + Kant
- (2010 [2004]): Das Seminar Buch X. Die Angst. Wien: Turia + Kant
- Taillandier, G (1998): Jacques Lacans Seminar über die Angst. Ein Überblick, in: RISS Nr. 42, 1998
- Rank, O. (1914): Der Doppelgänger, in: Fischer, J.M.: Psychoanalytische Literaturinterpretationen, Tübingen: Niemeyer 1980

Adornos berühmtes Diktum:

"ES GIBT KEIN RICHTIGES LEBEN IM FALSCHEN"

(parallel gelesen mit der Schrift "UNMÖGLICHES LEBEN" von
Judith Butler und Frédéric Worms)

"Daß es so weitergeht,
ist die Katastrophe."
(W. Benjamin in seinen ge-
schichtsphilosophischen Thesen)

"Nur wenn das, was ist,
sich ändern läßt,
ist das, was ist, nicht alles."
(Adorno)

Thomas Mahlow

Bregenz, 9. September 2023

Gliederung

1. Einleitung
 - 2.1. Adornos Diktum in den "Minima Moralia"
 - 2.2. Das Diktum von J. Butler und F. Worms
 3. Befragung
 4. "Ja, so-ist-es!"
 5. Infragestellung
 6. Aporie
 7. Dialektische Denkbewegung
 8. Aus dem Falschen kann auch das Richtige entstehen
 9. Die sprachliche Darstellung des Unlebbares bei J. Butler
 - 10.1. Die Möglichkeiten eines anderen Denkens und Handelns bei Adorno: "Widerstand-leisten"
 - 10.2. Die Bedingungen für ein lebbares Leben bei J. Butler und F. Worms
 11. Zwei der (für mich) schönsten Aphorismen der "Minima Moralia"
 12. Eine allerletzte Frage noch
 13. Finale
- Anmerkungen
- Bibliographie

1. Einleitung

Heißt es bei Adorno in den "Minima Moralia":

"Es gibt kein richtiges Leben im falschen" (1),

so heißt es analog und sinngemäß dazu bei Judith Butler und Frédéric Worms in ihrer Schrift "Unmögliches Leben":

"Es gibt kein lebbares Leben im unlebbaren" (2).

Es geht also in beiden Fällen um den (fast) gleichen Gegensatz zwischen dem richtigen und dem falschen Leben (Adorno) bzw. um den Gegensatz zwischen dem lebbaeren Leben und dem unlebbaren Leben (Butler und Worms).

Diesen beiden (homologen) Gegensätzen (oder Antagonismen) möchte ich in meinem Vortrag nachgehen (und fragen, welche möglichen Konsequenzen sich daraus ergeben ...).

2.1. Adornos Diktum in den "Minima Moralia"

Der vielleicht bekannteste und berühmteste Aphorismus Adornos "Es gibt kein richtiges Leben im falschen" steht als letzter Satz in dem Textabschnitt Nr.18 der "Minima Moralia" (MM, S.43) (der den Titel "Asyl für Obdachlose" trägt) und in dem es um die Möglichkeiten bzw. Unmöglichkeiten des heutigen Wohnens geht. In der ersten, ursprünglichen Textfassung lautete der Satz übrigens noch etwas anders:

"Es läßt sich privat nicht mehr richtig leben" (3).

Ein anderer damit zusammenhängender, bekannter Aphorismus der "Minima Moralia" lautet: "Das Ganze ist das Unwahre" (MM, S.55) (ein Satz, der bekanntlich gegen Hegel gerichtet ist, der in seiner Rechtsphilosophie behauptet hat, daß das Ganze das Wahre sei und daß die Vernunft sich in der Wirklichkeit manifestiert).

Diese beiden zentralen Gedanken oder Thesen führen nach der Meinung von Alexander Garcia Düttmann "nicht nur in den Mittelpunkt der 'Minima Moralia', sondern in den von Adornos Denken überhaupt" (4).

Das Buch der "Minima Moralia" (das den Untertitel trägt: "Reflexionen aus dem beschädigten Leben") ist während Adornos Emigration in den USA entstanden (geschrieben zwischen 1944 und 1947) und stellt als "minima moralia" eine Moral der Fragmente dar (im Gegensatz zu einer "magna moralia", einer illusorischen Moralphilosophie in einem einheitlichen Sinne).

Die "Minima Moralia" können quasi als Weiterführung der etwa zur gleichen Zeit von Adorno und Horkheimer gemeinsam verfaßten "Dialektik der Aufklärung" (1947) und auch als Vorstufe zu Adornos philosophischem Hauptwerk, der 1966 erschienenen "Negativen Dialektik", gelesen werden.

Dreh- oder Angelpunkt der Reflexionen und Beschreibungen der "Minima Moralia" ist die Frage, was aus der subjektiven Individualität geworden ist angesichts der bedrohlichen Übermacht der gesellschaftlichen Verhältnisse, oder, mit anderen Worten: wie ist die "innere Komposition" (MM, S.259) des Individuums beschaffen, das in der Spätphase der bür-

gerlich-abendländischen Zivilisation zu Hause ist, wenn die Gesellschaft in der Zwischenzeit objektiv zu einem "hermetisch geschlossenen Zwangssystem" geworden ist? Um zu erfahren, "was die individuelle Existenz bis ins Verborgenste" bestimmt, muß man (schreibt Adorno gleich in der Einleitung der "Minima Moralia") "den objektiven Mächten (der Gesellschaft) nachforschen" (MM, S.13), denn nach Adorno "ist die Gesellschaft wesentlich die Substanz des Individuums" (MM, S.16).

Es ist m.E. genau dieses Grundschema der Dialektik von Individuum und Gesellschaft, das im Hintergrund aller Texte der "Minima Moralia" steht, von dem ausgehend das Thema des falschen, "beschädigten" Lebens beschrieben wird, das dann in dem Adornoschen Diktum pointiert zum Ausdruck gelangt.

(In der Textsammlung der "Minima Moralia" behandelt Adorno ganz verschiedene Themen wie: Ehe und Familie, Eros und Tod, das Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft, Eigentumsverhältnisse; auch der Kulturkritik, der Wissenschaft, der Kunst und der Philosophie sind prägnante Beobachtungen und Überlegungen gewidmet; nicht zuletzt wird auch die Frage gestellt, was denn ein gutes Leben sei, die schon in der Antike ein Hauptgegenstand der Philosophie gewesen ist.)

Das Adornosche Diktum "Es gibt kein richtiges Leben im falschen" ist gleichsam "die Quintessenz der Diagnose von einem universellen Verblendungszusammenhang in einer total verwalteten Welt" (5). Damit stellen die "Reflexionen aus dem beschädigten Leben" Adornos Versuch dar, die Entfremdung und Verdinglichung des Individuums "noch in den "feinsten Verästelungen des Alltags (nachzuspüren)" (6), - und zwar (könnte man sagen) bis zu dem Punkt, wo es "unter dem unmäßigen Druck, der auf ihm lastet, als (gleichsam) schizophrenes (zurück) in den (pathologischen) Zustand der Dissoziation und Vieldeutigkeit (dem geschichtlich das Subjekt sich entrang) stürzt" (7).

Vielleicht sollt man beim Lesen der Texte der "Minima Moralia" immer berücksichtigen, daß Adorno seine Beobachtungen und Reflexionen vor dem Hintergrund der größten humanen Katastrophe des 20. Jahrhunderts, nämlich der Shoah (des industriell organisierten Massenmords an den

europäischen Juden) geschrieben hat. Nur vor diesem Hintergrund des absoluten Grauens (wofür der Name "Auschwitz" steht) läßt sich m.E. Adornos totaler Negativismus bzw. Pessimismus, der in dem Aphorismus Adornos pointiert zum Ausdruck gelangt, verstehen und nachvollziehen (wobei allerdings angemerkt werden muß, daß Aphorismen an sich noch keine wahren Erkenntnisurteile im Sinne von logischen Argumenten sind, sondern eher "Gedankenblitze" oder "Gedankensplitter" (8), die z.B. in negativer Absicht darauf hinweisen, daß etwas aus guten Gründen nicht sein soll (z.B. daß nicht gefoltert und gemordet werden soll)).

2.2. Das Diktum von Judith Butler und Frédéric Worms

Das analoge Diktum von Butler/Worms lautet entsprechend:

"Es gibt kein lebbares Leben im unlebbaren".

Dieser Satz der beiden Philosophen, der Gender- und Sozialkritikerin Judith Butler und Frédéric Worms, dem Anhänger einer sozialkritischen "Vitalismus"-Philosophie in Frankreich, stammt (sinngemäß) aus ihrer vor kurzem auf Deutsch erschienenen kleinen Schrift "Unmögliches Leben" (2023) (Titel der französ. Originalausgabe: "Le vivable et l'in-vivable", 2021). Diese Buchveröffentlichung geht auf einen Dialog zwischen den beiden Philosophen zurück, der im April 2018 an der "Ecole Normale Supérieure" in Paris stattgefunden hat.

Zunächst gehen Butler/Worms in ihrer Schrift von der Feststellung aus, daß "der Zustand der Welt eine geteilte Unlebbbarkeit darstellt, die uns bedroht" (UL, S.31) und sie stellen hierzu die entsprechende Frage: "Was ist eine unlebbare Welt?" (UL, S.31). Ihre erste Antwort lautet: "Eine Welt, die für uns alle unlebbbar ist, aus ökologischen, die Umwelt betreffenden, oder politischen Gründen - und Unlebbbarkeit", fügen sie hinzu, "ist selbstverständlich nicht dem (menschlichen) Individuum vorbehalten". (UL, S.31)

In ihrem weiteren Dialog über "das Lebbares und das Unlebbare" erkunden die beiden Philosophen die "Aporien und Ambivalenzen" folgender Fragen:

"Was ist ein erträgliches Leben?"

"Unter welchen Umständen läßt sich ein Leben (nicht mehr) aufrechterhalten?"

"Wann wird ein gefährdetes Leben unmöglich?" (9)

Butler/Worms versuchen in ihrer Schrift daher das lebbares Leben vom unlebbaren (oder unmöglichen oder unerträglichem) Leben zu unterscheiden (wobei es nicht ganz leicht ist, das eine vom anderen abzugrenzen). Man könnte schlicht und einfach (fast tautologisch) sagen:

"Das Lebbares bezeichnet diejenigen Lebensumstände, die das Leben ermöglichen, unter denen es tatsächlich gelebt werden kann, -

während das Unlebbare alle jene Lebensumstände beschreibt, die das Leben unmöglich machen, d.h. (letztlich) unerträgliche Bedingungen des Lebens." (UL, S.16)

Und dementsprechend fragt F. Worms in seinem Diskussionsbeitrag, was eine "unlebbare Erfahrung" sei, die ein Subjekt "durchmacht" (UL, S.41). Die Erfahrung des Unlebbaren, die "eine Zerstörung des Selbst" bedingt (UL, S.24), wird dabei in seiner Unerträglichkeit (nach Worms) letztlich mit dem Tod in Zusammenhang gebracht: "Der Tod ist (quasi) das Modell der Unlebbbarkeit" (UL, S.27), heißt es bei F. Worms.

Worms geht in diesem Kontext noch einen Schritt weiter, wenn er sagt:

"Es gibt Erfahrungen, die nicht nur wie der Tod unlebbar sind, sondern die schlimmer sind als der Tod, insofern es den Tod desjenigen markiert, der sein Leben lebt, ohne es wirklich zu erleben, oder der es als unlebbar erlebt, das heißt wie seinen Tod im Leben." (UL, s.29)

J. Butler denkt ihrerseits in diesem Zusammenhang an die "Sklaverei" im Sinne eines "sozialen Todes", aber ebenso an das Schicksal von "Migrant/innen", "die auf offener See im Stich gelassen werden", oder an "Personen, die lebenslänglich in Haft sitzen", oder auch "Menschen, die im Zuge eines bewaffneten Konflikts Bombardements erleben müssen" (wie jetzt in der Ukraine) (UL, S.40).

In derartigen Situationen "erwachsen (oft) die tragischen Entscheidungen, dem eigenen Leben ein Ende zu setzen", meint F. Worms, "und die politischen Fragen, die Dilemmata, in denen man sich zwischen dem Tod und dem 'Schlimmer-als-der-Tod' entscheiden muß" (UL, S.29). (Dieser Gedanke des "Schlimmer-als-der-Tod" taucht ebenfalls in bestimmten Texten von Adorno, Derrida und Lyotard auf.)

3. Befragung

Ich hatte vor kurzem die Gelegenheit, einige Freunde zu befragen, was sie über das Adornosche Diktum denken ...

Ich war doch über die einzelnen Antworten einigermaßen erstaunt, gipfelten sie doch alle mehr oder weniger in einer Ablehnung des Aphorismus:

(So sagte z.B. jemand, er könne mit diesem Satz überhaupt nichts anfangen, das sei totaler Quatsch; ein anderer war der Ansicht, daß dieses Diktum der Ausdruck eines Kategorienfehlers (also eines Denkfehlers) sei; wieder ein anderer stellte die Frage, wer sich denn heute überhaupt das Recht herausnehme zu entscheiden, was ein richtiges bzw. falsches Leben sei? noch eine andere Person meinte, wieso ich denn dieses Thema jetzt überhaupt aufgreife (ich sollte mich das doch ernsthaft fragen!), denn die gesellschaftlichen Verhältnisse hätten sich doch seit Adorno so grundlegend verändert, daß damit auch die Prämisse seines Diktums hinfällig geworden sei....)

(Die gesellschaftlichen Verhältnisse haben sich in der Tat "so grundlegend verändert", daß sie in der Zwischenzeit "schlimmer-als-der-Tod" geworden sind, - um diese Formel noch einmal aufzugreifen.)

Fazit der Befragung war, daß alle mehr oder weniger in das gleiche Horn bließen und meinten (ich fasse zusammen):

"Ja, mag die Gesellschaft auch noch so schlecht oder falsch sein, so sei aber auch in dieser Gesellschaft immer noch ein richtiges und sinnvolles Leben möglich, denn es komme doch letztlich nur auf den Einzelnen an, was er (oder sie) aus seinem (ihrem) Leben macht".

(Mich erinnerte das an den altbekannten Slogan: "Jeder sei doch seines eigenen Glückes Schmied", ein Slogan, der vielleicht einmal in der liberalen, frühkapitalistischen Ära des 19. Jahrhunderts gegolten haben mag, heute aber im Zeitalter des verwilderten Spät- bzw. Postkapitalismus der Lächerlichkeit preisgegeben ist.)

Mit anderen Worten: Alle Befragten wendeten sich mit Nachdruck gegen den Gedanken, daß es kein richtiges Leben im falschen gebe ...

Ich darf hier vielleicht die Vermutung äußern, daß viele Menschen heu-

te schon so an die Forderungen der Gesellschaft angepaßt - d.h. schon so entfremdet und verdinglicht - sind, daß sie das falsche Leben, das ihnen täglich entgegenschlägt, schon als das einzig wahre und richtige Leben empfinden. (Soweit ist es also mit uns schon gekommen ...!)

Dementsprechend können viele Zeitgenossen das radikal Negative des Adornoschen Diktums gar nicht mehr erfassen und aushalten; sie müssen den Abgrund, der sich ihnen in dem Diktum öffnet, verdrängen, empfinden sie doch einen solchen Satz geradezu als einen Anschlag auf ihr eigenes Leben, der ihnen gleichsam den letzten Sinn raubt, an den sie sich verzweifelt zu klammern versuchen (sonst würden sie ja einer tiefen Sinnlosigkeit und Leere anheimfallen, was schließlich ja einer Bankrotterklärung ihrer eigenen individuellen Existenz gleichkäme ...).

4. "Ja, so-ist-es!"

Als ich jetzt vor kurzem Teile der "Minima Moralia" wiederlas und ich auf den markanten Ausspruch Adornos stieß:

"Es gibt kein richtiges Leben im falschen",

da war meine erste - fast körperlich empfundene - Reaktion, daß ich mir sagte (und immer wieder sagte):

"Ja, so-ist-es!" (10)

"Ja, so-ist-es-doch-wirklich!" (machen wir uns doch nichts vor!), wie es Adorno in seinem starken Diktum ohne Umschweife zum Ausdruck gebracht hat.

Kann man also der Wirklichkeit des falschen Ganzen der Gesellschaft, die gerade im menschlichen Leid(en) erfahren wird, ins Auge blicken (ohne wegzuschauen ...)?

Selbst wenn man in dem Adornoschen Diktum vielleicht eine gewisse "Übertreibung" sehen sollte (im Lacanschen Sinne könnte man da möglicherweise von einem "Mehrwert" der Aussage sprechen), so sei ihm diese durchaus verziehen, weiß man doch auch mit Adorno (der die Kunst der Übertreibung, ähnlich wie der österreichische Schriftsteller Thomas Bernhard, meisterhaft verstanden hat), daß man sich heute quasi nur noch in der bewußten Übertreibung eines Gedankengangs ausdrücken und sich so der Wahrheit (oder dem Wahrheitsgehalt) einer Sache annähern kann.

(Und stellt nach Hannah Arendt das Denken sowieso nicht immer eine "Übertreibung" dar?)

5. Infragestellung

Nun könnte man noch einmal (wiederholend) sagen:

"Ja, so-ist-es-halt" mit dem falschen (unlebbaren) Leben im falschen Ganzen.

Auch wenn die Geste (oder der Ausdruck) des "'So-ist-es!' den Anspruch erhebt, einer Infragestellung zu widerstehen" (11), so darf man trotzdem - oder muß man sogar - die Gegenfrage stellen (wenn man philosophisch nicht ganz auf der Stelle treten will):

Ja, ist das denn alles, was uns das Adornosche Diktum in seiner Totalität bzw. Fatalität zu sagen hat (zumal ja auch Butler/Worms in ihrer Version des unlebbaren Lebens einen Schritt weitergehen)? Gibt es vielleicht nicht doch einen - wenn auch noch so geringen - Hoffnungsschimmer, einen Fluchtweg aus dem Teufelskreis des falschen (unlebbaren) Lebens?

Ich meine, wenn man Adornos spezifische Art, negativ-dialektisch zu denken (und darin ist er ja wirklich ein Meister gewesen) wirklich ernst nimmt, dann kann man sein Diktum soo(!) nicht stehen lassen. Eine andere Lesart oder Interpretation der Adornoschen Sentenz ist dann durchaus möglich (und das auch und gerade mit Adorno!).

Ich werde also im Folgenden (gedankenmäßig) noch einen Schritt weitergehen und das hier anstehende Problem (ob es nicht doch so etwas wie ein nicht ganz verfehltes Leben im falschen Ganzen geben könne) unter zwei Aspekten betrachten: einerseits unter einem erkenntnistheoretischen, und andererseits unter einem moralphilosophischen Aspekt, so daß das vermeintlich Unerträgliche des Adornoschen Diktums vielleicht für uns etwas erträglicher erscheint ...

Unter der neuen Perspektive würde dann aus dem Gestus des "So-ist-es" (~~das falsche~~ (unlebbare) Leben) - mittels einer Verschiebung bzw. Transzendierung der logischen Implikationen innerhalb des Diktums - ein "So-ist-es-nicht-ganz" werden. Damit würde sich eine Differenz in der Lesart des Diktums eröffnen (auch wenn damit das Problem des falschen (unlebbaren) Lebens als solches natürlich nicht verschwindet ...).

6. Aporie

Wir haben es hier im Denken Adornos (aber vermutlich auch in der Version bei Butler/Worms) mit der Gedankenfigur einer abgründigen Aporie zu tun.

(Unter dem Begriff der Aporie oder des Aporetischen versteht man eine Art Ausweglosigkeit aufgrund innerer, unlösbarer Widersprüche in der Totalität eines Systems; Mit anderen Worten: In einer Aporie gibt es letztlich keinen Ausweg, kein Entkommen mehr; existenziell würde eine solche Situation vermutlich zum Selbstmord führen.)

Die Aporie des Adornoschen Diktums läßt sich dabei sowohl auf der gesellschaftlichen als auch auf der begriffslogischen Ebene nachweisen: Auf der einen Seite bezieht sich die Aporie auf die Totalität des falschen Ganzen der Gesellschaft (im Sinne des kapitalistischen Systems, das auf dem ökonomisch vorherrschenden, wie Adorno es nennt: "verruchten Äquivalenzprinzip" basiert (12), das soll heißen: daß die Rationalität des Äquivalententauschs das Gleichmachen von an sich Ungleichem und Verschiedenen der Dinge im Hinblick auf ihren abstrakten Tauschwert voraussetzt und damit von allem Qualitativen und Besonderen der Dinge abstrahiert, die dann einzig nur noch unter ihrem austauschbaren Warenwert (Stichwort: "Warenfetischismus") gesehen werden.

Auf der anderen Seite bezieht sich das Aporetische hier (im Spannungsfeld zwischen dem richtigen und falschen Leben) auf die Verfassung des Denkens, d.h. auf das identifizierende Denken (im Sinne des Identitätsprinzips des Denkens, das $A=A$ sagt und das nach Adorno u.a. ein Effekt des "verruchten Äquivalententauschs" ist) und das im Fokus der Adornoschen Kritik des falschen Lebens steht: jenes Denken also (das in unserem Alltagsleben, aber auch in den positiven Wissenschaften vorherrscht) und das auf die (eindimensionale) Identifizierung eines Gegenstandes (oder einer Sache) mit seinem (ihrem) Begriff hinausläuft.

Adornos negative Dialektik weist jedoch darauf hin, daß da eine Differenz (oder eine Kluft) zwischen den beiden Sphären oder Blöcken (zwischen dem begrifflich-rationalen Denken und den zu erkennenden Gegen-

ständen oder Sachen) bestehen bleibt, die Adorno eben als das "Nicht-identische" (oder auch als das "Nichtbegriffliche" oder das Heterogene) bezeichnet, was genau das ist, was vom Identitätsdenken und seiner Konsequenzlogik an den Dingen quasi unterdrückt oder abgeschnitten (man könnte auch sagen: liquidiert) wird.

Beide Momente der Aporie (das verruchte Äquivalenz- oder Tauschprinzip der Gesellschaft und das begriffliche Identitätsprinzip des Denkens, die sich gegenseitig bedingen und beeinflussen) bilden einen strukturellen Zusammenhang, der "das Ganze zum Unwahren macht und dafür sorgt, daß es kein richtiges Leben im falschen gibt" (13).

Hier haben wir also die Antwort, warum es nach Adorno kein richtiges Leben im falschen gibt. Aber kann man dem "Bann dieses Gesetzes", dem Äquivalententausch und dem identifizierenden Denken überhaupt "entkommen" (14)?

(Eine Zwischenfrage sei mir hier erlaubt: Könnte man nicht sagen, daß sich hier im Aporetischen der Freudsche "Todestrieb" manifestiert, der sich im Spannungsfeld der Aporie gleichsam entlädt?)

7. Dialektische Denkbewegung

Es stellt sich jetzt natürlich die Frage, was man nun mit der Aporie des Adornoschen Diktums anfängt?

Eine Möglichkeit, die sich hier (in erkenntnistheoretischer Hinsicht) bietet, wäre die Applikation der spezifischen Methode der negativen Dialektik Adornos auf die extreme (aporetische) Position seines eigenen Diktums. Das heißt, es kommt hier ein dialektisches Denken zur Anwendung, das letztlich (zirkelmäßig) gegen die Behauptung seines eigenen Diktums andenkt.

Das bedeutet, daß mit Hilfe der negativen Dialektik Adornos (im Sinne seiner emphatischen Kritik des Identitätsprinzips des Denkens) das Aporetische des Adornoschen Diktums (doppelte Verneinung des richtigen Lebens) zumindest soweit aufgebrochen (oder aufgesprengt) werden könnte, daß es mittels dieser Denkfigur der "bestimmten Negation" (Hegel) in das "Nichtidentische" (als das jeweils Andere der logischen Bestimmungen einer Aussage) überführt werden könnte, das vom identifizierenden Denken (wie gesagt) ignoriert oder gar nicht zur Sprache gebracht wird.

Bei dieser (man könnte sagen) dialektischen "Durchquerung" des aporetischen Diktums könnte dann - zumindest in der (kontemplativen) Theorie - ein "innerer Angriff" auf die Ordnung des falschen Lebens stattfinden (das vom Identitätsprinzip des begrifflichen Denkens und vom gesellschaftlichen Zwang des Tausch- oder Äquivalenzprinzips aufrechterhalten wird), und zwar in der "Hoffnung", diese Ordnung gewissermaßen "porös zu machen oder sie gar zum Zusammenbruch zu bringen" (15).

Indem also der Begriff der Nichtidentität - als der Motor der negativen Dialektik Adornos - quasi wie ein Blitzstrahl in die erstarrten Identitätsstrukturen des falschen Lebens "hineinfährt", würde sich das Diktum in seiner Falschheit so nicht behaupten können - und sich letztlich gegen sich selbst kehren ... und damit das "Nichtidentische" im Sinne einer radikalen Alternative freisetzen.

(Frage: Könnte damit nicht auch der inhärente "Todestrieb", der in dem Adornoschen Diktum unterschwellig am Werke ist, zur Ruhe kommen?)

8. Aus dem Falschen kann auch das Richtige entstehen

Man könnte jetzt Adornos Diktum durch die kritische Reflexion des in ihm inhärenten Identitätsprinzips soweit umformulieren bzw. dialektisch zuspitzen, daß man sagt:

Das falsche Leben kann (unter Umständen) auch das richtige sein, - und das richtige Leben (wenn es so etwas gibt) im Extremfall auch das falsche ...

Mit anderen Worten: Im falschen Leben selbst steckt potentiell immer auch die positive Bestimmung eines anderen Lebens (zumindest im Sinne eines vielleicht nicht ganz verfehlten Lebens), eben weil das falsche Leben mittels des Nichtidentitätsbegriffs zum Gegenbild seiner selbst wird, auch wenn dieses nichtidentische Gegenbild zur schlechten Wirklichkeit notwendig unbestimmt und vage bleibt.

Das "richtige und gute Leben" existiert also immer schon (auch nach Adorno!) als latente, quasi-utopische Möglichkeit in der Wirklichkeit, "weil" (wie es so schön im allerletzten Abschnitt der "Minima Moralia" heißt), "weil die vollendete Negativität, einmal ganz ins Auge gefaßt, zur Spiegelschrift ihres Gegenteils zusammenschießt" (MM, S.281).

Und diese "Spiegelschrift ihres Gegenteils" ist eben genau das "Nicht-identische" (im Sinne einer positiven Kraft, die im Negativen des falschen Lebens "verbergend geborgen" (16) ist, und die allerdings keine letzte und endgültige Beschreibung zuläßt).

(Um das Thema der heutigen Tagung über die "Existenz des Unbewußten" aufzunehmen: Könnte man nicht sagen, daß Adornos Begriff des "Nicht-identischen" ein anderer, synonyme Ausdruck für das Freudsche "Unbewußte" ist, zumindest kommt er ihm m.E. sehr nahe.)

9. Die sprachliche Darstellung des Unlebbaren bei J. Butler

Für J. Butler stellt sich hier zunächst die Frage, inwieweit die Erfahrung des Unlebbaren (z.B. ein absolutes Kriegstrauma) von einem schreibenden Subjekt überhaupt beschrieben werden kann. "Gibt es ein Subjekt, das in der Lage wäre, das Unlebbare zu beschreiben ...?", fragt J. Butler (UL, S.35) und verweist in diesem Zusammenhang bejahend auf die Beschreibungen des Unlebbaren, die Autoren wie Charlotte Delbos, Primo Levi oder Jean Améry vom Lager Auschwitz gegeben haben (UL, S.36).

Für Butler kann selbst eine durch die Erfahrungen des Unlebbaren "gebrochene oder zerstörte Subjektivität" noch in der Lage sein, die "traumatischen Erlebnisse zum Ausdruck zu bringen" (UL, S.36), d.h. in ein schreibendes Subjekt (in das Subjekt der Sprache) zu übertragen (was F. Worms übrigens in seinem Diskussionsbeitrag eher zu bezweifeln scheint), auch wenn (worauf Butler hinweist) "die Schrift oder das Schreiben den Zusammenbruch der Sprache bedeuten kann", was dann "das Schweigen oder die weiße Seite (...)" (UL, S.36) zur Folge haben kann, eben weil die Erfahrung des Unlebbaren "dem Bewußtsein oder der Sprache nicht vollständig zugänglich ist" (UL, S.38).

Nach Butler bleibt die Person, die das Unlebbare überlebt hat, ihr Leben lang von dem "Bruch" oder dem "Riss" gezeichnet, von dem "ausgehend" sie erzählt und beschreibt (UL, S.37). D.h. auch wenn sie weiterlebt, "begleitet das Unlebbare die (schreibende) Person unweigerlich und unerbittlich bis zum Schluß; sodaß, wie viel Zeit ihr auch zu leben bleiben mag, ihre Existenz sich unter dem Zeichen ihres konstitutiven Zusammenbruchs abspielt" (UL, S.37).

Und Butler kann daher schlußfolgernd sagen, daß "das Unlebbare wie ein unerträglicher Weggefährte (ist), den sie (die schreibende Person) nicht loswerden kann" (UL, S.37/38). Sie nennt diese Situation das "Überleben 'im' Unlebbaren" (UL, S.38), das (und da schließe ich mich F. Worms an) "schlimmer" sein kann "als-der-Tod".

10.1. Die Möglichkeiten eines anderen Denkens und Handelns bei Adorno:
"Widerstand-leisten"

Ich komme nun langsam zum Schluß meiner Einlassungen zu Adornos Diktum.

Wir sind jetzt - durch die Verschiebung bzw. Dialektisierung der logischen Implikationen im Adornoschen Diktum - zumindest soweit in der Lage, feststellen zu können, daß "die Erfahrung der Falschheit des Falschen" die Erfahrung mit (einschließt), "daß es im Denken und Handeln auch anders geht" (oder zumindest gehen kann) (17).

Daraus ergibt sich die Aufforderung, die Möglichkeiten eines anderen Lebens (oder sagen wir eher: eines nicht ganz verfehlten Lebens) vor dem Hintergrund der Aporien des falschen Lebens etwas genauer zu bestimmen. Damit betreten wir den Bereich der "Moralphilosophie" Adornos, deren Aufgabe (könnte man so sagen) primär in der Formulierung einer Gegenposition zum falschen Leben besteht.

Im letzten Kapitel seiner Vorlesung "Probleme der Moralphilosophie" von 1963 gibt Adorno diesbezüglich einige Hinweise auf (gesellschaftlich vermittelte) Normen eines moralisch richtigen Handelns. Da heißt es z.B.:

"Ich glaube, daß überhaupt erst das Bewußtsein dieser Zwangssituation - und nicht, daß man sie sich verkleistert - die Bedingungen dafür schafft, die Frage, wie man heute nun überhaupt zu leben vermöchte, richtig zu stellen. Das einzige, was man vielleicht sagen kann, ist, daß das richtige Leben heute in der Gestalt des Widerstandes gegen die (von dem fortgeschrittensten Bewußtsein durchschauten, kritisch aufgelösten) Formen des falschen Lebens bestünde." (Mph, S.248/249)

Und Adorno fügt hinzu:

"Eine andere als diese negative Anweisung ist wohl wirklich nicht zu geben." (ebenda)

In der gleichen Vorlesung heißt es dazu weiter:

"Ich meine also dabei die bestimmte Negation des Durchschauten und damit die Kraft des Widerstandes gegen all das uns Auferlegte, gegen das, was die Welt aus uns gemacht hat und noch in unendlich viel weiterem Maß aus uns machen will. Etwas anderes als die Reflexion

darauf bleibt uns nicht, und der Versuch, von vornherein im Bewußtsein seiner objektiven Ohnmacht dagegen anzugehen." (Mph, S.249)

Und Adorno vergißt nicht hinzuzufügen, daß dieser Widerstand "sich allerdings (auch) in uns selbst gegen all das richten müßte, worin wir dazu tendieren, mitzuspielen" (Mph, S.249) und wir damit das System stützen.

In einer seiner früheren Moralvorlesungen von 1956/57 wird Adorno an einer Stelle noch konkreter, wo es um die eigene Lebensführung geht. Da heißt es z.B.:

"Man sollte, soweit es nur irgendmöglich ist, so leben, wie man in einer befreiten Welt glaubt leben zu sollen, gleichsam durch die Form der eigenen Existenz, mit all den unvermeidbaren Widersprüchen und Konflikten, die das nach sich zieht, versuchen, die Existenzform vorwegzunehmen, die die eigentlich richtige wäre ... Dieses Bestreben ist notwendig zum Scheitern und zum Widerspruch verurteilt, - aber es bleibt nichts anderes übrig, als diesen Widerspruch bis zum bitteren Ende durchzumachen. Die wichtigste Form, die das heute hat, ist der Widerstand." (18)

Mit diesem Aufruf, "Widerstand zu leisten", der ja nichts anderes bedeutet als "die Möglichkeit, die immanente aporetische Struktur von falscher Totalität anhand des Begriffs (...) des Widerstandes aufzuweisen" (19), revoziert Adorno gewissermaßen selbst auf der moralphilosophischen Ebene sein eigenes radikal-negativistisches Diktum, wonach es kein richtiges Leben im falschen geben könne ... Also kann das Diktum nicht das "letzte Wort" Adornos sein ...

(Es stellt sich hier für mich allerdings die Frage, woher der Widerstand seine Kraft beziehen soll, gegen das falsche Leben Widerstand zu leisten? Ist die emphatische Einsicht in das "Nichtidentische" der Wirklichkeit dazu allein in der Lage?)

10.2. Die Bedingungen für ein lebbares Leben bei Butler/Worms

Judith Butler und Frédéric Worms "verbinden ihr sozialphilosophisches und politisches Denken mit der Frage, welchen Anspruch das Lebendige (das menschliche Lebewesen) in seinem Gefährdet-Sein, seiner Prekari-tät und seiner Fragilität an uns (an die Gesellschaft) stellt" (UL, S.78).

Das menschliche Lebewesen, das für Butler

"stets 'ek-statisch' in dem Sinne (ist), daß es notwendigerweise 'außerhalb' oder 'jenseits' seiner selbst ist, (...) kann nicht überleben oder gedeihen, ohne von einer Reihe heterogener Beziehungen gestützt zu werden, die die Bedingungen für sein Fortbestehen (und seine Aktivität) bilden" (UL, S.73/74).

Das heißt, Butlers "Denken des Lebendigen" bezieht das einzelne Individuum immer auf intersubjektive Strukturen (oder Netzwerke), so daß man sagen kann, daß "die Bedingung des Subjekts oder der Subjektivität" immer auch die "Bedingung der Intersubjektivität" mit einschließt (UL, S.43). Aufgrund der Bedingungen der Intersubjektivität ist das Subjekt mit den anderen in ein Netz von sozialen und politischen Beziehungen eingewoben.

Die intersubjektiven Bedingungen des menschlichen Lebewesens führen zu einer Form der ethischen Verpflichtung gegenüber dem Leben der anderen Menschen (UL, S.46) (in diesem Zusammenhang denkt man natürlich automatisch an die ethische Forderung, die, gemäß des jüdischen Philosophen E. Lévinas, der Andere - sein "Gesicht" oder sein "Antlitz" - an uns stellt).

F. Worms entwickelt diesbezüglich ein soziales und politisches Denken unter dem Aspekt der "Sorge" (aber nicht nur im Sinne der Mutter-Kind-Beziehung, sondern die Sorge wird bei ihm in einem sehr viel weiteren, institutionellen Rahmen verstanden im Sinne der Unterstützung solidarischer Formen der Arbeit, der Fürsorge jeglicher Art, etc.). Und er meint, daß ein "Entzug oder die Abwesenheit" dieser sozial und politisch ausgerichteten "Sorge" "das Leben (letztlich) unlebbar macht" (UL, S.70).

(Als aktuelles Beispiel möge folgender Hinweis dienen:
Wenn z.B. Migranten in einer unlebbaeren Situation sich in einer Gruppe zusammenschließen, sich gegenseitig helfen und unterstützen, z.B. bei der Beschaffung von Essen, bei der Organisation von Unterbringung, bei der Artikulation von politischen Forderungen, etc. (UL, S.43), dann könnte das nach Butler ein Modell sein für das Überleben im Unlebbaeren.)

Es ist diese Struktur der "Interdependenz" (UL, S.45), die die Einzelnen verbindet und die "eine 'öffentliche Organisation aller' erfordert, das heißt ein Ensemble von Institutionen und sozialen, ökonomischen und politischen Bedingungen, die für alle die Bedingungen eines lebbaeren Lebens sicherstellen" (UL, S.75).

Und beide, Butler und Worms, sind der "Auffassung, daß dieser Anspruch (genau) das ist, was (eigentlich) 'Demokratie' ausmacht (und zwar nicht nur als politische Ordnung oder Staatsform, sondern allgemeiner als Lebensform)" (UL, S.75). Die Demokratie ist nach ihrer Meinung der politische Rahmen, der für alle "die Bedingungen eines lebbaeren Lebens" (UL, S.77) ermöglicht.

11. Zwei der (für mich) schönsten Aphorismen der "Minima Moralia"

Damit komme ich nun endlich zu den beiden (für mich) schönsten und eindrucksvollen Aphorismen aus der Textsammlung der "Minima Moralia", die ich Ihnen zum Abschluß meines Vortrags natürlich nicht vorenthalten möchte und die man quasi als Kontrapunkt zum Adornoschen Diktum des falschen Lebens (im Sinne einer neuen ethischen Norm) lesen kann. Sie beziehen sich auf das einzelne Individuum, das sich aus der Zwangssituation des falschen Lebens zu befreien versucht ...

Der erste Aphorismus lautet:

"Die fast unlösbare Aufgabe besteht darin, weder von der Macht der anderen, noch von der eigenen Ohnmacht sich dumm machen zu lassen."
(MM, S.62)

Und der zweite Aphorismus lautet:

"Geliebt wirst du einzig, wo du schwach dich zeigen darfst, ohne Stärke zu provozieren."
(MM, S.216)

Könnten sich mit diesen beiden Aphorismen nicht die verschlossenen Türen des falschen Lebens auf wunderbare Weise - zumindest für einen Moment - weit (sehr weit) öffnen? - So wie Adorno es in der "Negativen Dialektik" antezipiert hat, wo es heißt:

"Im richtigen Zustand (oder im richtigen Leben) wäre alles, wie in dem jüdischen Theologumenon, nur um ein Geringes anders als es ist, aber nicht das Geringste läßt so sich vorstellen, wie es dann wäre."
(ND, 292)

12. Eine allerletzte Frage noch

Zum Schluß bleibt mir nur noch eine an mich selbst zu richtende Frage (die mich vielleicht auch etwas beschämt, nachdem ich ja bei meinem Vortrag mit Adorno (und in seinem Sinne) angefangen und schließlich gegen sein eigenes Diktum (zu dem ich trotz der Kritik voll und ganz stehe) angedacht habe), -

ob ich damit am Ende nicht selbst einer jener Verächter des Adornoschen Diktums geworden bin, die es ja zuhauf gibt und vor denen ich eigentlich das Adornosche Diktum in Schutz nehmen wollte ...?

13. Finale

"Es gibt kein richtiges Leben im falschen."

"Es gibt kein lebbares Leben im Unlebbaeren."

Gibt es ein richtiges (lebbares) Leben?

Gibt es ein falsches (unlebbares) Leben?

Es gibt zumindest - möchte man (gegen die Verächter Adornos) laut
ausrufen - die "Minima Moralia" ...!!

- - - - -

Anmerkungen

- (1) T.W. Adorno: "Minima Moralia" (=MM), S.43.
- (2) J. Butler/F. Worms: "Unmögliches Leben" (=UL).
- (3) Wikipedia
- (4) A.G. Düttmann, S.45.
- (5) R. Behrens, S.82.
- (6) A. Bernd in: R. Jaeggi, S.116.
- (7) T.W. Adorno: "Negative Dialektik" (=ND), S.277.
- (8) A.G. Düttmann, S.48.
- (9) Aus dem Vorspann der Buchveröffentlichung von Butler/Worms, ohne Seitenangabe.
- (10) A.G. Düttmann, S.36.
- (11) A.G. Düttmann, S.37.
- (12) J. Hörisch, z.B. S.55.
- (13) J. Hörisch, S.68.
- (14) J. Hörisch, S.68.
- (15) J. Gimmel, S.56.
- (16) M. Wischke, S.36.
- (17) M. Seel, S.22.
- (18) PM 1, 28.2.57; zit. bei G. Schweppenhäuser, S.191/92.
- (19) J. Gimmel, S.36.

Bibliographie

Theodor W. Adorno:

"Minima Moralia: Reflexionen aus dem beschädigten Leben", Gesammelte Schriften 4, Hrsg. von Rolf Tiedemann, Frankfurt: Suhrkamp-Verl., 1980. (=MM)

Theodor W. Adorno:

"Probleme der Moralphilosophie" (1963), Hrsg. von Thomas Schröder, Nachgel. Schriften, Abt. IV: Vorlesungen Bd. 10, Frankfurt: Suhrkamp-Verl., 1996. (=Mph)

Theodor W. Adorno:

"Negative Dialektik", Frankfurt: Suhrkamp-Verl., 1970. (=ND)

Anders Bartonek:

"Philosophie im Konjunktiv. Nichtidentität als Ort der Möglichkeit des Utopischen in der negativen Dialektik Theodor W. Adornos", Würzburg: Königshausen u. Neumann-Verl., 2011.

Roger Behrens:

"Adorno-ABC", Leipzig: Reclam-Verl., 2003.

Judith Butler, Frédéric Worms:

"Unmögliches Leben", Hrsg. und mit einem Nachw. von L. Barillas und A. Charpentier, aus dem Französ. von Kianush Ruf, Wien: Passagen-Verl., 2023. (=UL)

Alexander Garcia Düttmann:

"So ist es. Ein philosophischer Kommentar zu Adornos 'Minima Moralia'", Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1729, Frankfurt: Suhrkamp-Verl., 2004.

Jochen Gimmel:

"Konstellationen negativ-utopischen Denkens. Ein Beitrag zu Adornos aporetischem Verfahren", Freiburg/München: Verl. Karl Alber, 2015.

Jochen Hörisch:

"Es gibt (k)ein richtiges Leben im falschen", Bibliothek der Lebenskunst, Frankfurt: Suhrkamp-Verl., 2003.

Rahel Jaeggi:

"Kein Einzelner vermag etwas dagegen. Adornos 'Minima Moralia' als Kritik von Lebensformen", In: "Dialektik der Freiheit", Frankfurter Adorno-Konferenz 2003, Hrsg. von Axel Honneth, Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1728, Frankfurt: Suhrkamp-Verl., 2005.

Gerhard Schweppenhäuser:

"Ethik nach Adorno. Adornos negative Moralphilosophie", Argument-Sonderband, Hamburg: Argument-Verl., 1993.

Martin Seel:

"Adornos Philosophie der Kontemplation", Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1694, Frankfurt: Suhrkamp-Verl., 2004.

Mirko Wischke:

"Eine negativ gewendete Ethik des richtigen Lebens?", In: "Impuls und Negativität. Ethik und Ästhetik bei Adorno", Hrsg. von Gerhard Schweppenhäuser und Mirko Wischke, Argument-Sonderband, Hamburg u. Berlin: Argument-Verl., 1995.

Denn wahr ist wirklich nur,
was nicht in diese Welt paßt -:
Die Grützwurst und die Moribunden.

Jahn fährt mit der Bahn -Transgenerationale Übertragung in einer Mutter-Kind-Therapie

- Veranschaulicht anhand der Kulturtechnik der Fotografie -

1. Fallgeschichte

Bei dem vorgestellten Fall liegen Traumatisierungen in mehreren Generationen vor: Der Urgroßvater des Kindes Jahn wurde als Jude aus dem Ghetto in Sarajewo ins KZ Auschwitz transportiert und hat als Einziger seiner Familie den Holocaust überlebt. Die Großeltern flohen mit der Mutter (im Alter von 12 Jahren) aufgrund der Jugoslawienkriege aus Bosnien in die USA. Der Vater des Kindes Jahn unterbindet den Kontakt zwischen Mutter und Kind, indem er eine gerichtliche Verfügung erwirkt. Der Kontakt ist für drei Monate ganz unterbrochen und anschließend unter Auflagen in einem eingeschränkten Rahmen wieder möglich. Erst nach neun Monaten kommt es zur Zusammenführung von Mutter und Kind.

Jahns Spiel mit der Eisenbahn hat etwas Insistierendes. Es ruft bei der Psychotherapeutin in Verbindung mit dem Signifikanten „Chanukka“ sowohl die Assoziation des Transports des Urgroßvaters nach Auschwitz als auch der Übergänge zwischen Vater und Mutter, die mit langen Zugreisen verbunden sind, wach.

2. Die Fotografie als psychische Prothese des Menschen

Wenn das Spiel von Jahn mehrfach determiniert ist, durch Traumata über vier Generationen, wie geschieht die Übertragung? Als Analogie soll die Kulturtechnik der Fotografie dienen, was im Folgenden dargestellt werden soll.

Tisseron bezeichnet den Fotoapparat als Prothese des Menschen. „Er ist, wie wir sehen werden, das wirksamste Instrument, das der Mensch für sich erschaffen hat, denn er stellt die unmittelbare Verlängerung seines psychischen Erlebens dar.“ (2022, S. 10)

Die Fotografie, insbesondere die analoge Fotografie, ist ein komplexer Vorgang. Er besteht 1. aus der Wahl des Motivs und eines bestimmten Ausschnitts, 2. Wird der Auslöser wird betätigt. Die Aufnahme landet in einem schwarzen Kasten und ist dem Auge des Betrachters noch entzogen. Wie es damit weitergeht, ist ungewiss. Nicht immer, aber häufig, wird 3. der Film entwickelt und 4. ein Abzug erstellt, der auf vielerlei Arten bearbeitet werden kann. Die Fotografien werden meist, aber nicht immer, beim Fotohändler abgeholt. Ein Teil der Aufnahmen wird schließlich betrachtet. Einige landen in einem Fotoalbum und werden

vielleicht im Freundes- und Bekanntenkreis oder sogar in einem größeren Kreis herumgezeigt. Nicht wenige Aufnahmen landen im Müll. Manche Bilder bleiben vor den Augen der Anderen verborgen. So ein Bild kann von einer folgenden Generation wieder entdeckt werden, Fragen aufwerfen und weitere Denkprozesse auslösen.

Tisseron behandelt also nicht nur das Bild an sich, sondern auch die Praxis des Fotografierens. Sander beschrieb die Fotografie mit den drei Begriffen *Sehen, Beobachten, Denken* (Weston, 1995). Der Fotograf und sein Apparat bilden eine Einheit. Sie sind durch die Operationen, die die Entstehung eines Bildes begleiten, voneinander abhängig. Die Fotografie als Kulturtechnik, das bedeutet zunächst 75 Milliarden Klicks pro Jahr- und diese Zahl stammt aus der Zeit der analogen Fotografie und hat sich im Zeitalter der digitalen Fotografie und der Smartphones vervielfacht-, sie produziert so viele Bilder, wie sie die Gesamtheit der Menschen unmöglich betrachten kann. Ist diese Massenproduktion damit nutzlos? Mitnichten! Der Vorgang des Fotografierens kommt, wie Tisseron postuliert, einer Repräsentation der Denkarbeit des Menschen gleich. In diesem Sinn dient die Fotografie dem Menschen als Prothese.

Es leuchtet ein, dass das eingehende Betrachten einer Fotografie mit einem Denkprozess einhergeht. Jedoch gilt auch das Gegenteil: Touristen halten bei Aussichtspunkten an, um zu knipsen. Es ist das Gegenteil des Betrachtens, es handelt sich um eine Geste, einen Versuch, sich die Welt anzueignen. Im Gegensatz zu Bildern in Museen oder im Fernsehen, die nicht berührt werden können und die einem stets entgleiten, können Fotos geknipst, mitgenommen, manipuliert und gezeigt werden. Am häufigsten werden die Fotos von der Person angeschaut, die sie gemacht hat. Zum ersten Mal in der Geschichte der Bilder wird der Fabrikant auch zum wichtigsten Betrachter der Bilder. Gleichzeitig müssen die Fotos nicht unbedingt angeschaut werden. Allein der Akt des Fotografierens hebt den Moment und die Person, die fotografiert, aus einem Ereignis hervor (Tisseron, 2022, S. 10-14). „Das Fotografieren mit all seinen Operationen, den Apparat vor sich halten, den Ausschnitt wählen, abdrücken, ermöglicht es dem Menschen, dem zu entkommen, was ihm im Leben unerträglich erscheint.“ (ebd., S. 15). Damit spielt Tisseron vermutlich auf das Ausgeliefertsein, die Hilflosigkeit des Menschen an und damit auch auf das ursprüngliche Trauma, das mit der Verfasstheit des Menschen als Sprechwesen zu tun hat. Der Akt beinhaltet Hoffnung und Angst zugleich. Wird die Aufnahme gelingen? Das Fotografieren und

die anschließenden Operationen sind eine Möglichkeit, um mit sich und der Welt in Kontakt zu treten.

Zwei Fallen lauern bei der Deutung einer Fotografie. Die eine besteht darin, sie als Abbild der Realität zu betrachten. Diese Falle ist weitgehend überholt. Kaum jemand kann sich mehr der Erkenntnis entziehen, dass das *objektive* Abbild nicht existiert, obwohl es durch das *Objektiv* des Apparates hindurch aufgenommen wurde. Die andere besteht darin, die Fotografie als Ansammlung von Zeichen zu verstehen, die in ihrer Gesamtheit einen Sinn ergeben. Damit wird ihr per se ein symbolischer Gehalt zugesprochen. Z.B. Jean Arrouye (1983, ohne Literaturangabe) plädierte dafür, dass Fotografie einen versteckten symbolischen Gehalt entschlüsseln könne (Tisseron, 2022, S. 20).

Tisseron schlägt eine dritte Perspektive vor. Für ihn dient die Fotografie dazu, sich die Welt psychisch zu assimilieren, bevor sie in ein Ensemble symbolischer Bedeutungen verwandelt werden kann. Der Mensch wird zunehmend mit visuellen und akustischen Eindrücken konfrontiert und die Zeit fehlt, diese zu verdauen.

Ähnliches gilt für das Trauma: Wenn das Trauma darin besteht, dass ein Ereignis psychisch nicht verarbeitet, nicht verdaut werden kann, wenn es der Symbolisierung entzogen ist, so ist die Fotografie eine Form, um gegen das Trauma anzugehen, einerseits durch die Bilder, die in der Blackbox aufgehoben sind und Denkprozesse wieder anstoßen können, und andererseits durch die Praxis selbst, die eine Analogie zu den psychischen Verarbeitungsprozessen darstellt.

Wie arbeitet die Psyche? Sie bildet, ausgehend von sensorischen, motorischen und emotionalen Eindrücken, psychische Äquivalente. Dies ist der Beginn der Arbeit der *Introjektion*. Um etwas zu introjizieren, müssen wir uns ein Ereignis – zumindest teilweise – aneignen. Dazu wird die Erfahrung in ihre Einzelteile zerlegt und neu zusammengesetzt. Dann müssen wir uns damit vertraut machen; und schließlich müssen wir ihr im Ensemble der psychischen Eindrücke, die sich bereits angesammelt haben, einen Platz einräumen, mit allen Konsequenzen. Diese Arbeit geschieht zum großen Teil unbemerkt resp. unbewusst. Spuren der neuen Erfahrung werden mit den Spuren vergangener Erfahrungen verknüpft. Die Introjektion entwickelt sich auf drei Gleisen, dem sensorisch-affektiv-motorischen, dem imaginären und dem sprachlichen. Wenn die Introjektion misslingt, kommt es zu einem

Einschluss einer Zwischenstufe im Prozess der Introjektion, in einer Art psychischem Vakuum, voller leidvoller Erfahrungen mit dem dazugehörigen unbewussten Wiederhall. Der Eindruck (oder der Abdruck) landet in der psychischen Blackbox (Tisseron, 2022, S. 17-21). Tisseron präzisiert: Obwohl in diesem Einschluss leidvolle Erfahrungen konserviert werden, gilt nach wie vor die Logik der psychischen Assimilation, d.h., die Blackbox beinhaltet, wie die Wiederholung, stets die Hoffnung, dass das Geheimnis eines Tages aus der Blackbox heraustreten und der Prozess der Assimilation vervollständigt werden kann.

Jedes Subjekt, das durch ein Ereignis erschüttert wird, steht vor der Herausforderung, dass es die neuen Erfahrungen, seien sie von der Ordnung des Fremden, des Schönen, des Schrecklichen oder rufen einfach eine Resonanz hervor, ob bewusst oder unbewusst, ins Ich introjizieren muss. Die Bilder, die die Fotografie produziert, sind Teil dieses Prozesses. Durch ihre Praxis ist die Fotografie sowohl auf dem sensorisch-affektiv-motorischen als auch auf dem imaginären und dem symbolischen Pfad am Vorgang der Introjektion beteiligt. Sensorik und Motorik sind beteiligt, indem mit dem Apparat hantiert wird, die Affekte leiten die Auswahl des Motivs, die Imagination stellt sich das Bild vor und die verbale Symbolisierung entspricht der Erzählung zum Bild. Tisseron vertritt die Auffassung, dass sich der Prozess der Assimilation neuer Erfahrungen in die Psyche auf all diesen Ebenen abspielt, in der Ordnung der Emotionen und der leidvollen Gefühle sowie auf der Ebene der Senso-Motorik und den damit verbundenen Handlungen, zu denen wir uns gedrängt fühlen und die wir nur teilweise oder unvollständig ausführen. Diese Aspekte der Symbolisierung sind nicht weniger bedeutsam als der verbale Aspekt (ebd., S. 26-27).

Tisseron vergleicht den Vorgang des Fotografierens mit dem von S. Freud beschriebenen Fort – Da – Spiel. Während es beim Kind darum geht, mit der steten Wiederholung des Spiels gegen das Vergessen des *realen Objekts* anzugehen, solange, bis es den Schmerz, wenn die reale Mutter nicht verfügbar ist, überwunden hat, bzw. bis es damit leben kann, geht es bei der Fotografie nicht um das Verschwinden und Wiederauftauchen der Objekte, sondern darum, den psychischen *Prozess*, den das Kleinkind durchlaufen hat, zu wiederholen, nämlich von der Wahrnehmung zur Repräsentation: der Inkorporation der Eindrücke, der Identifizierung mit Bildern und der Introjektion des Erlebens in den psychischen Apparat (ebd., S. 83 bis 85).

Hier lässt sich die Brücke zum Kinderspiel schlagen, zu dem das Kind sich gedrängt fühlt und das nur zu einer gelingenden Assimilation führt, wenn die Worte vom Anderen her kommen.

Die verbale Symbolisierung vervollständigt den Prozess der Introjektion. Dabei entspricht das Sprechen über das Bild, das den gesamten Entstehungsprozess durchlaufen hat und einem Betrachter gezeigt wird, dem Sprechen über die Bedeutung des Spiels. Das Sprechen ermöglicht, dass es aus der Blackbox austritt und in die Psyche integriert werden kann. In der Eltern-Kind-Psychotherapie geschieht dies bei beiden Subjekten, die (noch) nicht voneinander getrennt sind. Das Kind agiert und hört mit dem Ohr des Unbewussten und die Mutter/der Vater ist Betrachter:in der kindlichen Inszenierung, hört die Deutung und spricht weiter auf einem anderen Gleis.

Die Mutter erzählt, dass sie am 19. August die Erinnerungen eingeholt haben. Vor vier Jahren sei sie mit ihrem älteren Sohn in der Schweiz angekommen. Vor zwei Jahren habe sie Jahn im begleiteten Besuchstreff begegnen können. Sie habe die Bilder gesehen.

da: Die Bilder gesehen?

Ja, Google zeigt die Bilder...

Die Prozesse der analogen Fotografie können vermutlich auch anhand der digitalen Fotografie durchdekliniert werden. Vielleicht ergeben sich daraus veränderte Wirkungen auf psychische Prozesse. Eine Neuerung, die die digitale Fotografie einführt, stellen die Nachrichten von google auf dem Handy dar, die uns täglich vorschlagen: „Sieh dir an, wo du heute vor ein, zwei drei... Jahren warst.“ Und so greifen sie in unsere Erinnerungen ein- wie es der Mutter von Jahn am 19. August ergangen ist.

3. Körperbilder nach Dolto und Nasio

Juan David Nasio (2011). bezieht sich auf das Konzept des Körperbildes nach Lacan und Dolto und vermittelt uns über deren Entwicklung und Struktur einen Eindruck der verschiedenen Dimensionen der Introjektion Mit den verschiedenen Repräsentationsformen des Körperbildes kann auch Tisserons Auffassung von der affektiv-senso-motorischen Identifizierung erläutert werden.

Nasio unterscheidet die Dimensionen des Körperbildes folgendermaßen:

Das Protobild „ist die im infantilen Unbewussten eingeprägte Wiedergabe einer intensiven Empfindung, welche das Kind in der sinnlichen Beziehung zu seiner Mutter oder zu jeder anderen für es affektiv bedeutsamen Person erlebt (*unbewusstes mentales Bild*).“ (2011, S. 63) Es „ist der Prototyp aller späteren Bilder, seien sie bewusste Bilder oder Aktionsbilder einer ähnlichen Empfindung“ (ebd.).

Die mentale Repräsentation, die auf die virtuelle Oberfläche des Bewusstseins oder des Unbewussten „gedruckt“ ist (z.B. das bewusste Bild einer Geschmacksempfindung oder das unbewusste oder verdrängte Bild einer Empfindung aus der Kindheit) meint *die Wiedergabe einer körperlichen Empfindung*.

Das visuelle Bild auf einer glatten Oberfläche (z.B. das Spiegelbild) meint *die visuelle Wiedergabe der Gestalt des Körpers*.

Das Aktionsbild kann sich zu einer Handlung entwickeln und die Gestalt einer Verhaltensweise annehmen (unreflektierte Gesten, unbeabsichtigte Körperhaltungen). Es ist der körperliche Ausdruck einer Emotion, von der das Subjekt kein Bewusstsein hat. Es meint *die agierte Wiedergabe einer unbewussten Emotion*.

Beim *symbolische Bild* handelt es sich um einen Signifikanten, ein Wort, das von seinem Klang her für das Kind bedeutsam ist. Der Prototyp von diesem Bild ist der Vorname des Kindes, z.B. Jahn- Bahn (vgl. ebd., S. 59-64 und 96).

Bei der transgenerationellen Weitergabe, z.B. von Familiengeheimnissen und Traumata, nimmt das Kind über sensorisch-affektiv-motorische Kanäle wie Mimik, Gestik, Änderungen des Herzschlags, der Atmung etc., ein Durchsickern, Querschläger (*suintements, ricochets*) der ihr nahestehenden Person wahr, z.B. wenn ein Film geschaut, ein Buch betrachtet wird, ein Wort fällt, das beim Erwachsenen das Trauma berührt. Das Kind kann jedoch den Inhalt des Traumas nicht erraten. Es verbindet es mit anderen Bildern, Bedeutungen, die es nicht zu integrieren vermag.

4. Für die Diskussion: Einige Zitate zu den Begriffen *Identifizierung, Introjektion und Inkorporation* in der Psychoanalyse Freuds und Lacans

Freud, Die Verneinung

Im Aufsatz *Die Verneinung* unterscheidet Freud zwischen der Aufhebung der Verdrängung, die zunächst über die Verneinung des verdrängten Inhalts ermöglicht wird und dem zweiten notwendigen Schritt, der Urteilsfunktion.

„Die Urteilsfunktion hat im wesentlichen zwei Entscheidungen zu treffen. Sie soll einem Ding eine Eigenschaft zu- oder absprechen, und sie soll einer Vorstellung die Existenz in der Realität zugestehen oder bestreiten. ... In der Sprache der ältesten, oralen Triebregungen ausgedrückt: das will ich essen oder will es ausspucken, und in weitergehender Übertragung: das will ich in mich einführen und das aus mir ausschließen. ... Das ursprüngliche Lust-Ich will, wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe, alles Gute sich introjizieren, alles Schlechte von sich werfen. ... Der Gegensatz zwischen Subjektivem und Objektivem besteht nicht von Anfang an.“ (Freud, 1925: 219-220)

Ich lese heraus, dass auch der Gegensatz von Subjekt und Objekt nicht von Anfang an besteht, sondern sich erst im Zuge der Vorgänge des Einführens und Ausschließens bildet. Wenn sich neben dem Lust-Ich auch das Real-Ich bildet, gewinnt das Denken die Fähigkeit,

„etwas einmal Wahrgenommenes durch Reproduktion in der Vorstellung wieder gegenwärtig zu machen, während das Objekt draußen nicht mehr vorhanden zu sein braucht“ (ebd.: 220).

Im 7. Kapitel von *Massenpsychologie und Ichanalyse*, die Identifizierung unterscheidet Freud drei Formen der Identifizierung. Die zweite Form, die regressive Identifizierung, wird

„zum Ersatz für eine libidinöse Objektbindung [...], gleichsam durch Introjektion des Objekts ins Ich...“ (ebd., 1967: 46).

Lacan: Freuds technische Schriften (Sem. 1)

Lacan befasst sich in diesem Seminar mit dem Aufsatz *Die Verneinung* und außerdem mit Melanie Kleins Aufsatz: *The importance of symbol-formation in the development of the ego* (1930).

„Das Erstaunen von Mlle Gélénier beruht darauf, daß für Melanie Klein alles auf einer Ebene gleicher Realität liegt— einer unreal reality, wie sie sich ausdrückt, was in der Tat nicht erlaubt, die Dissoziation der verschiedenen sets der primitiven Objekte zu begreifen. Deshalb gibt es bei Melanie Klein weder eine Theorie des Imaginären noch eine Theorie des Ich. Es ist an uns, diese Begriffe einzuführen und zu verstehen, daß in dem Maße, wie ein Teil der

Realität eingebildet (imaginée), der andere real ist, und, umgekehrt, in dem Maße, wie der eine Teil Realität ist, der andere imaginär wird. Auf diesem Wege wird man begreifen, warum die Verbindung der verschiedenen Teile, der sets, nie vollständig sein kann. Wir sind hier bei der Spiegelbeziehung. Wir nennen das die Projektionsfläche. Aber wie soll man das Korrelat von Projektion bezeichnen? Man müsste ein anderes Wort als Introjektion finden. So wie wir es in der Analyse verwenden, ist das Wort Introjektion nicht das Gegenteil von Projektion. Es wird, Sie werden das bemerken, praktisch nur in dem Augenblick verwendet, wo es sich um eine symbolische Introjektion handelt. Es wird immer von einer symbolischen Benennung begleitet. Die Introjektion ist immer Introjektion des Sprechens des andern, was eine von der der Projektion vollkommen verschiedene Dimension einführt.“ (Lacan, 1978: 109-110)

Lacan: Die Übertragung (Sem. 8)

Lacan weist im Kapitel 24 zunächst darauf hin, dass die Identifizierung mit dem Spiegelbild keine duale Angelegenheit ist und hebt die Bedeutung des Anderen hervor, zu dem das kleine Kind vor dem Spiegel den Blick wendet, und der zu ihm spricht. Lacan nimmt Bezug auf das oben erwähnte Kapitel in *Massenpsychologie und Ichanalyse* über die Identifizierung.

„Freud hält inne in seinem Text, um uns ausdrücklich zu sagen, dass bei den beiden ersten Identifizierungsmodi, die grundlegend sind, die Identifizierung stets über einen einzigen Zug erfolgt. ... dies konvergiert mit einem Grundbegriff, den wir gut kennen, dem des Signifikanten. Damit wird nicht behauptet, dieser einzige Zug* sei deshalb als Signifikant gegeben. Überhaupt nicht. Es ist ziemlich wahrscheinlich, wenn wir von der Dialektik ausgehen, die ich vor Ihnen zu skizzieren versuche, dass es möglicherweise ein Zeichen ist. Um zu behaupten, es sei ein Signifikant, bräuchte es mehr. Letztlich muss dafür eine signifikante Batterie in Gebrauch sein oder damit in Beziehung stehen. Vielmehr wird durch dieses ein einziger Zug* der punktuellen Charakter der eigentümlichen Bezugnahme auf den Anderen in der narzisstischen Beziehung definiert.“ (Lacan, 2015a: 433-434)*

Somit könnte der Identifizierung mit einem einzigen Zug die Introjektion dieses einzigen Zuges in die Signifikantenkette folgen.

Lacan: L'identification (Sem. 9)

In diesem Seminar taucht der Begriff *Incorporation* fünf Mal auf.

« La preuve, là aussi - je vous rappelle ceci, dont on ne peut savoir si c'est dans les antécédents, les prémisses, ou dans le futur de mon discours que je le pointe - c'est que la première forme d'identification, et celle à laquelle on se réfère, avec quelle légèreté, quel psittacisme de sansonnet, c'est l'identification qui, nous dit-on, « incorpore », ou encore - ajoutant une confusion à l'imprécision de la première formule - « introjecte ».

Ou bien si l'on parle d'incorporation, c'est bien parce qu'il doit se produire quelque chose au niveau du corps. Je ne sais si je pourrai cette année pousser les choses assez loin - je l'espère tout de même, nous avons du temps devant nous pour arriver, revenant de là d'où nous partons - à donner son plein sens, et son sens véritable à cette incorporation de la première identification. » (Lacan, 2015b:108, Staferla).

Es ist nicht das Subjekt, das sich identifiziert, sondern es ist die Identifikation, die inkorporiert.

„Die erste Form der Identifizierung, auf die man sich mit solcher Leichtigkeit, mit solchem Psittakismus (Papageiengeplapper) bezieht, ist die Identifizierung, die, wie man uns sagt, "inkorporiert", oder auch - was der Ungenauigkeit der ersten Formel noch eine Verwirrung hinzufügt - "introjiziert".

Beziehungsweise wenn man von Inkorporation spricht, dann deshalb, weil auf der Ebene des Körpers etwas geschehen muss. Ich weiß nicht, ob ich es dieses Jahr schaffen werde, die Dinge weit genug zu treiben - ich hoffe es dennoch, wir haben noch Zeit, um von dort aus, wo wir begonnen haben, zurückzukehren -, um dieser Einverleibung der ersten Identifizierung ihre volle Bedeutung und ihren wahren Sinn zu geben.“ (Übersetzt mit www.DeepL.com/Translator, kostenlose Version, Anpassungen da)

Die Identifikation des Subjekts ist der einzige Zug, den das Subjekt, das zählt (im doppelten Sinn) in die Welt setzt. Oder : der das Subjekt in die Welt setzt?

« S'il y a quelque chose qui permette de concevoir comme comportant une totalité de je ne sais quel narcissisme primaire - et ici je ne peux que regretter que se soit absenté quelqu'un qui m'a posé la question - c'est bien assurément la référence du sujet, non pas tant au corps de la mère parasité, mais à ces enveloppes perdues où se lit si bien cette continuité de l'intérieur avec l'extérieur, qui est celle à quoi vous a introduit mon modèle de cette année, sur lequel nous aurons à revenir.

Simplement je veux vous indiquer, parce que nous le retrouverons dans la suite, que s'il y a quelque chose où doit s'accroître le rapport au corps, à l'incorporation, à l'Einverleibung, c'est du côté du père - laissé entièrement de côté - qu'il faut regarder.

Je l'ai laissé entièrement de côté parce qu'il aurait fallu que je vous introduise - mais quand le ferais-je ? - à toute une tradition qu'on peut appeler mystique et qui assurément, par sa présence dans la tradition sémitique, domine toute l'aventure personnelle de FREUD. »

(Lacan, 2015b: 212, Ende des Seminars)

„Wenn es etwas gibt, das es ermöglicht, eine Totalität des primären Narzissmus, ich weiß nicht welchen, zu begreifen - und hier kann ich nur bedauern, dass jemand, der mir diese Frage gestellt hat, nicht anwesend ist -, ist es ganz gewiss der Bezug des Subjekts, nicht so sehr auf den Körper der Mutter, von dem schmarotzt wird, sondern auf jene verlorenen Hüllen, wo sich diese Kontinuität des Inneren mit dem Äußeren, in die Sie mein diesjähriges Modell eingeführt hat, auf das wir noch zurückkommen müssen, so gut ablesen lässt.

Ich möchte Sie nur darauf hinweisen, weil wir es im Folgenden wiederfinden werden, dass, wenn es etwas gibt, wo die Beziehung zum Körper, zur Inkorporation, zur Einverleibung, betont werden muss, dann ist es die Seite des Vaters - die völlig außer Acht gelassen wurde -, auf die wir schauen müssen.

Ich habe ihn ganz weggelassen, weil ich Sie in die gesamte Tradition hätte einführen müssen - aber wann würde ich das tun? - diese Tradition, die man als mystisch bezeichnen kann, die aufgrund ihrer Präsenz in der semitischen Tradition das gesamte persönliche Abenteuer FREUDs dominiert.“ (Übersetzt mit www.DeepL.com/Translator kostenlose Version, Anpassungen da)

Dagmar Ambass

Literatur

Freud, S. (1967/1921): Massenpsychologie und Ichanalyse. Frankfurt a. M., Fischer.

Freud, S. (1925): Die Verneinung. <http://staferla.free.fr/S1/S1.htm> S. 69-73.

Lacan, J. (1978/1953-54): Freuds technische Schriften. Buch I. Olten, Walter.

Lacan, J. (2015a/1960-61): Das Seminar, Buch VIII. Die Übertragung. Wien, Passagen.

Lacan, J. (2015b/1961-62) : Le Séminaire IX. L'identification.

<http://staferla.free.fr/S9/S9.htm>

Nasio, J. D. (2011): Mein Körper und seine Bilder. Wien, Berlin: Turia + Kant.

Tisseron, S. (1996/2022): Le mystère de la chambre claire. Photographie et inconscient.

Paris, Flammarion. Weston, 1995.

Transgenerationale Übertragung an einem Fallbeispiel aus einer Mutter-Kind-Therapie

Veranschaulicht anhand der Kulturtechnik der Fotografie

LienLacan Bregenz 9.9.23

Ordnungen

1. Fallgeschichte
2. Die Fotografie als psychische Prothese des Menschen
3. Körperbilder nach Dolto und Nasio
4. Diskussion: Einige Verwendungen der Begriffe *Identifizierung*, *Introjektion* und *Inkorporation* in der Psychoanalyse Freuds und Lacans

Gleise mit Brücke



1. Gleis



2. Gleis



3. Gleis

Timeline Vorgeschichte Jahn

- Ca. 1943 Urgroßvater wird vom Ghetto in Sarajevo nach Auschwitz transportiert. Er überlebt als Einziger der Familie den Holocaust.
- 1992 Die Großeltern m.s flüchten in die USA. Die Mutter ist 12 Jahre alt.
- 2006 Geburt des ersten Sohnes
- 2008 Der Vater, ein hoher Militärbeamter in der Schweiz, beginnt, die Mutter auf Facebook zu „stalken“.
- 2010 Trennung vom Vater des ersten Sohnes
- 2016 Die Mutter erkrankt an Brustkrebs.
- 2018 Die Eltern von Jahn lernen sich persönlich kennen.
- 2019 Die Mutter wird schwanger, Geburt von Jahn im Dezember 2019.
Umzug in die CH mit beiden Kindern

Timeline Geschichte Jahn

Mai 2020	J. 5 Monate	Die Mutter erkrankt erneut an Brustkrebs.
März 2021	J.15 Monate	Operation in den USA; der Vater reist nicht wie vereinbart mit J. nach zwei Wochen in die USA. Rückkehr in die Schweiz. Der Vater lässt die Mutter und den älteren Sohn nicht ins Haus. Er hat eine gerichtliche Verfügung erwirkt. J. lebt bei der Grossmutter vs. Der ältere Sohn geht in die USA zum Vater.
Juli bis Okt. 2021	J. 18 - 21 Monate	Kontakt mit der Mutter alle 2 Wochen in begleitetem Besuchstreff, 2 Std. Mutter und Sohn dürfen das Haus nicht verlassen, auch nicht in den Garten.
Nov. 21 bis Febr.22	J. 22 – 26 Monate	Unbegleitete Besuche. Wochenenden in Zürich
März 2022	J. 27 Monate	Gerichtsentscheid: Jahn lebt wieder bei der Mutter. Der Vater hat ein Besuchsrecht alle 2 Wochen ein Wochenende von Sa Morgen bis So Abend. Die Mutter bringt Jahn mit dem Zug von Zürich nach Bern und holt ihn dort ab.
13.04.2022	J. 28 Monate	Beginn der Mutter-Kind-Therapie
Nov. 2022	J. 35 Monate	Einigung vor Gericht: Der Vater erhält ein erweitertes Besuchsrecht von Freitagabend bis Montagabend jedes 2. Wochenende.

Das Körperbild entwicklungspsychologisch

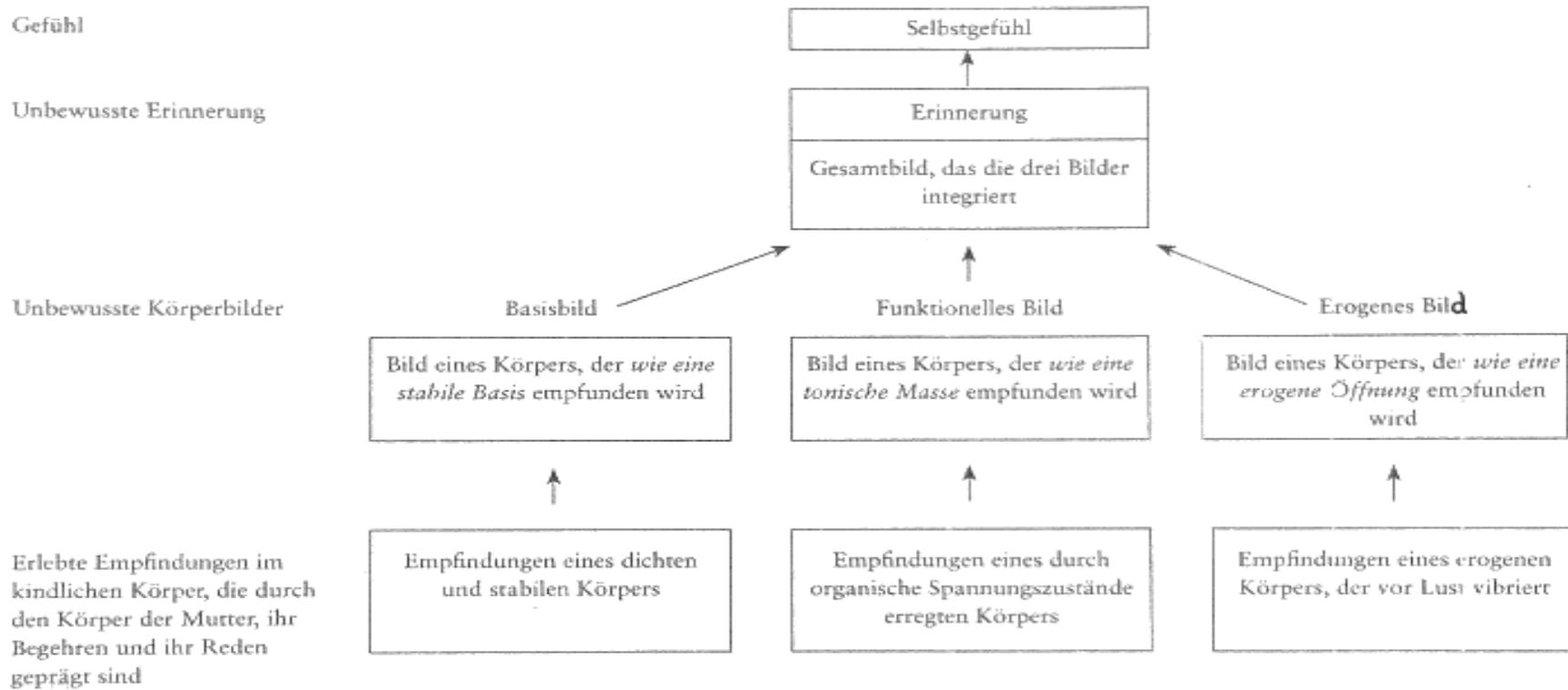


Abbildung 1
 (Von unten nach oben zu lesen): Das Selbstgefühl des kleinen Kindes (im Alter von etwa drei Jahren) *oben im Schema* ist das Ergebnis aller Körperbilder, die in seine unbewusste Erinnerung eingeschrieben sind.

Konstruktion des Körperbildes im Rhythmus des Anderen

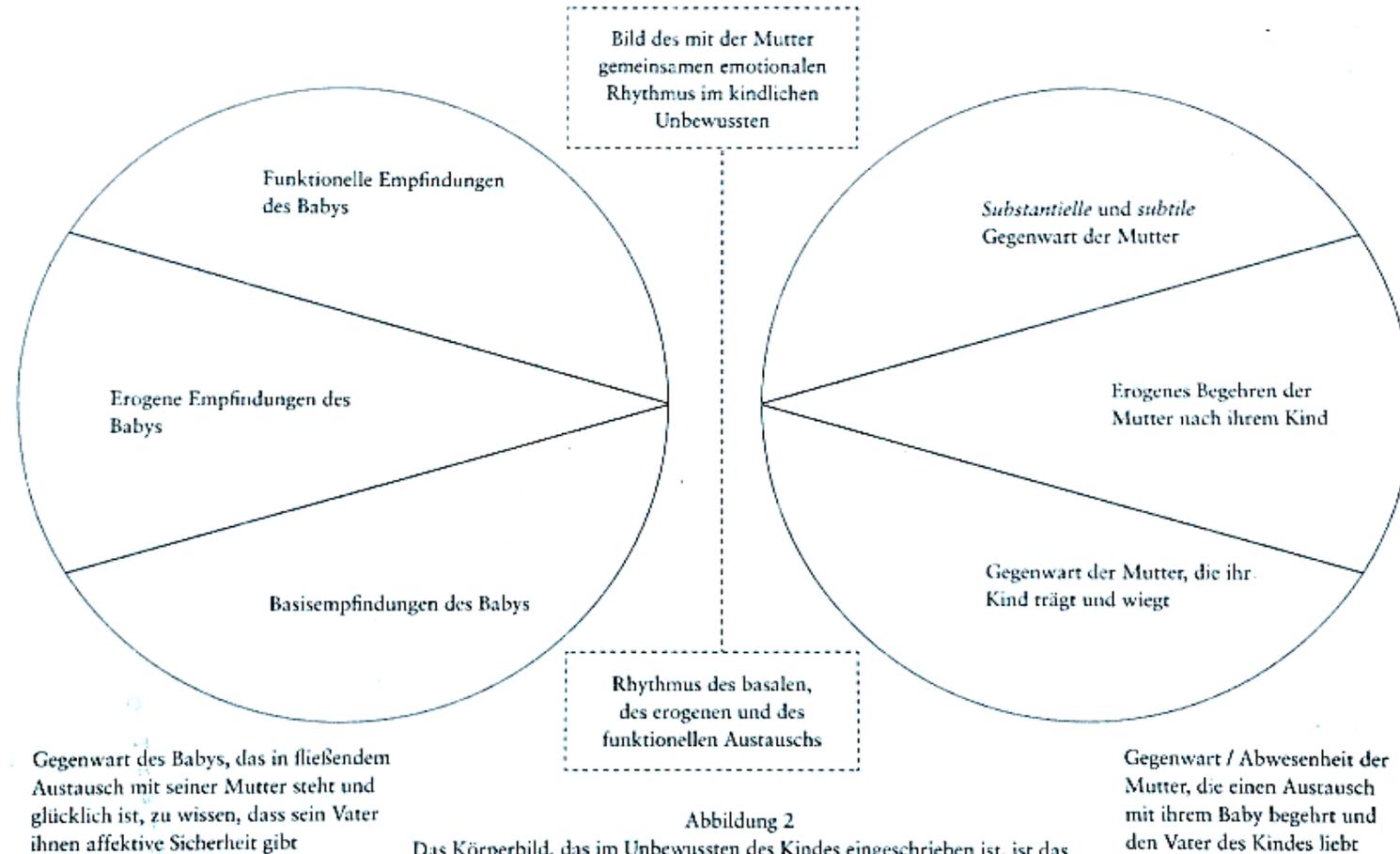


Abbildung 2

Das Körperbild, das im Unbewussten des Kindes eingeschrieben ist, ist das Bild des Rhythmus der Emotion, die es mit seiner Mutter teilt.

Abbildung: Nasio, Bild des Rhythmus der Emotion, 2011, S. 28

Das strukturelle Körperbild

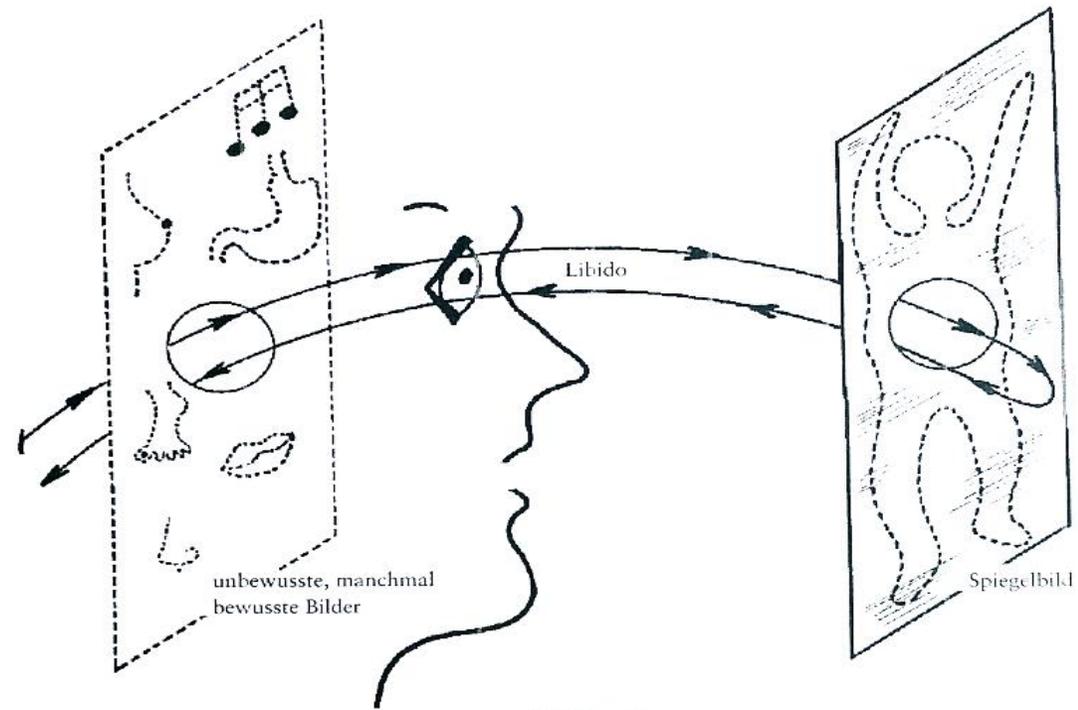


Abbildung 4

Die beiden Hauptbilder meines Körpers: im Kopf, ein Patchwork von mentalen Bildern meiner physischen Empfindungen; und im Spiegel, das sichtbare Bild meines Körperumrisses (Spiegelbild). Die beiden Bilder sind durchlöchert und durchkreuzt von der Libido, die sie belebt und vereint.

Abbildung: Nasio, Die beiden Hauptbilder meines Körpers, 2011, S. 88.

Diskussion: Einige Verwendungen der Begriffe in der Psychoanalyse Freuds und Lacans

- Identifizierung (verschiedene Formen, z. B. der einzige Zug – der einzelne Zug)
- (symbolische) Introjektion (in die Signifikantenkette)
- Inkorporation (primäre Identifizierung?)